31761 05409786 0

DC
707
W32
1900z
c.1
ROBA

Waldau 1867.

Dr Eckhard Goltz.

Paris 1867.

Weltausstellungsbilder

von

Hans Wachenhusen.

14/12/71
27/12/16

Berlin.

Verlag der Hausfreund-Expedition.
(Lemke & Comp.)

Inhalt.

I.

Der Berlin-Pariser Courierzug und die Eisenbahn-Restaurationen. — Die Douane. — Frühlings- und Hôtel-garni-Gedanken. — Girardin, Jules Favre und Thiers.

II.

Die Physiognomie der Boulevards. — Die Wohnung der Pariser Nomaden. — Das Kaffeehausleben. — Die Biches und Cocottes. — Die Gefahren der Nachbarschaft. — Die pariser Füße.

III.

Die Estaminets und die Pariser beim Bierkrug. — Der Mac-Adam und die weißen Strümpfe. — Die Cocottes. — Von Marguerite Gauthier, die Königin Pomaré, Thérèsa, bis zur Cora. — Eleonore, das Märchen aus alten Zeiten.

IV.

Das sauve qui peut der Pariser vor der Ausstellung. — Die rothen Bändchen und die Jagd nach Millionen. — Die Savoyarden. — Die pariser Zeitungspresse. — Petit Journal und Figaro. — Die journalistischen Götter des Volks. — Causerie und blague. — Paris geht zum Diner. — Die Restaurants.

V.

Paris mit der Serviette. — Die Augen, Hände und Füße bei Tische. — Die Boulevards am Abend. — Die Fremden und die Irrlichter. — Clichy ruinirt. — Paris bei Nacht.

VI.

Die maisons meublées und die hôtels garnis. — Die Wittwen der table d'hôte. — Monsieur le Concierge. — Die Fahrt ins Bois. — Die Madeleine und der Eintrachtsplatz. — Die Champs élysées. — Die napoleonische Gesellschaft. — Die leichte Kavallerie der Biches.

VII.

Die Theater. — Die Feerien. — Die Cafés concerts. — Thereſa und Suſanna. — Das genre canaille. — Die Moral der Geſchichte.

VIII.

„Man tanzt im Salon." — Die Chroniken der Soiréen. — Wie die Marquiſe coſtumirt war und wie ſie geduftet hat. — Der Cancan. — Das Caſino, die Salle Valentino, die Closeries und die Barrieren-Bälle.

IX.

Die Pariſer und die Expoſition. — Dir Giftmiſcher in den Reſtaurants. — Wie kommt man zum Marsfeld hinaus. — Wie man ſich den Trocadero holte. — Der Eintritt in den Induſtrie-Palaſt. — Das Tourniquet. — Die Maſchinen-Galerie. — Das Innere der Ausſtellung. — Die Schlaraffenlands-Mauer der Reſtaurants.

X.

Die Wunder des Parks. — Die franzöſiſche, deutſche, öſterreichiſche und belgiſche Abtheilung. — Der jardin reservé, das Paradies des Marsfeldes.

I.

Der Berlin-Pariser Courierzug und die Eisenbahn-Restaurationen. — Die Douane. — Frühlings- und Hôtel-garni-Gedanken. — Girardin, Jules Favre und Thiers.

Hundert Bücher werden für und über die Pariser Weltausstellung geschrieben, also schreiben wir auch eins! sagte mein Verleger zu mir, als ich am Fenster stand und an den Knöpfen abzählte, ob es in diesem Jahre nicht wieder einen Orientkrieg geben werde oder nicht.

Draußen auf der Straße jagten sich die Schneeflocken und der Thermometer zeigte auf 8 Grad Kälte im Schatten, denn die Sonne hatte seit lange nicht mehr geschienen.

„Gehen Sie auch wieder nach Paris; das Publikum wird Ihnen dankbar sein, und ich ... zahle Ihnen das höchste Honorar, das je einem Schriftsteller gezahlt wurde," fuhr er fort, oder vielmehr, so fuhr er leider nicht fort.

Ich aber ging nach Paris.

Im Coupé waren dieselben 8 Grad Kälte, die Felder und die Wälder lagen unter einer einzigen weißen Leichendecke und doch ging der März schon seinem Ende entgegen. Es war sogar der achtzehnte März, an welchem denkwürdigen Tage gerade der französische Minister vom 2. Dezember sprach.

Die Schneeflocken ballten sich zu einer dichten Papierscheibe

am Fenster zusammen, die Passagiere hüllten sich tief in ihre Pelze und verjagten ihre Frühlingsahnungen. Mir aber war bei dem Gedanken an alles Das, was ich über und aus Paris schreiben solle, zu Muthe wie jenem deutschen Maler in Neapel, der seit undenklichen Jahren nichts als lauter Vesuve malt.

Was Alles hatte ich schon über Paris geschrieben, über das alte und neue, über die Häuser und die Straßen, über die Frauen und über die Männer, über das Volk und über die Regierung, und jetzt sollte das Alles noch einmal und von vorne angehen.

Indeß, die ganze Welt geht nach Paris! sagte mein Verleger. Gehen auch wir also einmal dahin, wohin alle Welt geht. —

Auf dem ganzen Wege bis Köln fiel mir nichts ein, als daß der Berlin-Pariser Courierzug eine schöne Einrichtung sei, daß der Verwaltungsrath sich dieselbe mit dem höchsten Preise bezahlen lasse und daß es wohl anständig sei, wenn er einige hundert Thaler weniger Dividende des Jahres berechne und da für nach französischer Weise die Coupés im Winter mit Chaufsoirs oder Fußwärmer versehe.

Indeß, auch das waren Gedanken, die der erste Frühlingshauch wieder verwehte, und dieser Hauch traf mich am Morgen des neunzehnten, als wir von Creil auf Paris zufuhren.

Wenn sie nicht wechselten, wenn sie nicht wie wir Alle dem Leben und Sterben unterworfen wären, ich würde bereits jeden Conducteur, jeden belgischen und französischen Douanen-Beamten persönlich kennen, ich weiß in den Wartesälen der belgischen und französischen Bahnhöfe so genau Bescheid wie in meinem eignen Zimmer, ja ich versichre den Leser, ich kenne von den

Pâtes, den Biscuits, den Orangen, welche die Buffets zieren, so manche sogar persönlich, denn der Leser muß wissen (und wenn er es nicht weiß, so soll es ihm wissenswerth sein) daß er bei den Restaurants der französischen Bahnhöfe Alles findet, was seinem Magen und seinen Gewohnheiten nicht zusagen wird.

Hast du Appetit auf eine Bassteak oder eine Omelette, so findest du in diesen Restaurants eine ganze Auswahl süßer Törtchen, ja sogar Parfüms und vielleicht sogar eine Auswahl an Pomadentöpfen. Hast du Durst nach einem Glase Bier oder Wein, so setzt man dir eine Portion Bouillon in einer kleinen Porzellan-Badewanne vor. Fragst du nach einer Tasse Café, so ist er nicht zu haben, denn es ist jetzt die Zeit Bouillon, nicht aber Café zu trinken. Der Wirth muß das am besten zu beurtheilen wissen.

So giebt es die ganze Nacht hindurch Bouillon und wieder Bouillon. Sie schmeckt stark nach Talg oder Hammelfett, aber das schadet nicht. Du bekommst sogar eine Schnitte geröstete Semmel, die du hinein brocken kannst, — aber genießen kannst du sie schwerlich.

In mir ruft diese Bouillon, wenn ich mit Widerwillen vor dem großen Porzellan-Napf sitze, stets eine Erinnerung aus dem Krim-Kriege wach.

Die Türken hatten eine Anzahl Kosacken abgefangen. Um diesen eine Wohlthat zu erweisen, nahm jeder die kleinen Talglichte, welche in den Zelten hingen, und vertheilte sie unter die Kosacken, welche eben beim Abkochen waren. Begierig griffen sie nach den Talglichtern, rührten sie in dem siedenden Wasser ihres Samowar herum, bis der Talg sich aufgelöst und zogen

dann den übrig bleibenden Docht durch die Lippen, damit nur ja nichts verloren gehe.

Ist nun die Nacht mit ihrer internationalen Bouillon vorüber und kommt die Morgenstation, so erscheinen wiederum dieselben kleinen Badewannen. Es ist die Zeit des Café au lait. Du bist eingeladen, lieber Leser, etwa ein kleines Quart schlechten Café mit übermäßig viel Milch in deinen Magen zu gießen; giebst du nicht Acht, so mischt dir der Garçon den Café so weiß, wie man ihn bei uns in der Kinderstube trinkt. Ist aber das Unglück geschehn und du hast die große Schale geleert, weil du sie doch bezahlt hast, so siehe dich rechtzeitig am Buffet nach einem petit verre, einem Gläschen Cognac, um, so fern du nicht mit argem Leibschneiden in Paris eintreffen willst.

Auf der belgischen und französischen Grenze, in Verviers und Jeumont, beginnt das Prüfen der Herzen und Nieren durch die Douane. Finster stehen die Douanewächter am Eingange vom Perron aufgepflanzt; ernste und prüfende Blicke mustern jeden Reisenden, denn er könnte im Stande sein, Cigarren oder dergleichen bei sich zu tragen.

Man ladet dich jetzt zu einem Spaziergang durch die Schranken der Douane ein. In einem Gänsemarsch, geprüft von dem wachsamen Auge der Douane bewegen sich die Passagiere durch diese Schranken und werden in den Wartesaal geführt, sofern sie nicht unterwegs erst ihr Handgepäck einer Durchsicht zu unterwerfen haben, indeß ist man gern bereit, eine internationale Complaisance zu üben, namentlich jetzt zur Zeit der Ausstellung.

„International" lieber Leser ist nämlich Alles, was du auf dem Wege von Deutschland nach Frankreich zu leisten und zu

empfangen hast. Das Reisebuch, welches man dir als Billet für die Tour nach Paris giebt, nennt sich „international", jeder Coupon in demselben trägt die Bezeichnung „international", der Gepäckschein heißt „international", welchen Ausdruck ich mir dahin übersetze: an den Kassen und bei den Restaurants werdet Ihr Alle über einen Kamm geschoren. Und doch wollen die Directionen der verschiedenen Eisenbahnen damit vielleicht die internationale Artigkeit der Zollbehörden anerkennen, welche den Reisenden jetzt wenigstens nicht größeren Scherereien unterwerfen als sie dringend nothwendig sind, indem sie jedes direct bis Paris übergebene Gepäck nicht auch noch zudringlicherweise an den Grenzen durchschnüffeln.

Es will mir überhaupt scheinen, als sei man sehr artig jetzt, da es sich darum handelt, Gäste so viel möglich herbei zu ziehen. Die Conducteure erschöpfen sich in Ertheilung der liebenswürdigsten Rathschläge an jeden Fremden, der diese verlangt. Ob das aber auch später so sein wird, wenn man sieht, daß sie von selbst kommen? Bis jetzt spürt man noch großen Mangel an Besuch, und doch ist die Eröffnung der Ausstellung vor der Thür; ja der „Figaro" fürchtet sogar schon, man werde die Fremden wie die Statisten vorn über die Bühne und hinten wieder herum über dieselbe führen müssen, damit sie nur als recht „viele erscheinen."

Gegen eilf Uhr Vormittags trifft man in Paris ein, wenn man notabene nicht mit dem Abend-Schnellzuge um 10 Uhr anlangt.

Unser Nachbar-Coupé entließ ein halbes Dutzend reizender stumpfnäsiger Engländerinnen, eine schöner als die Andere, blondlockig, mit großen sentimentalen Augen hinter den dunklen

Schleiern. Sie hatten von Köln aus die ganze Nacht hindurch geschwatzt, sie trugen jede ihr großes korbgeflochtenes Flacon voll Eau de Cologne in der Hand, das ich sie in Köln von dem Restaurant kaufen sahe und hüpften wie die Amseln auf dem Perron umher, fanden es aber very shocking, als man sie zwischen den hölzernen Bänken der Wartehalle so lange auf ihr Gepäck warten ließ, was Alle mit einem indead! bekräftigten. Endlich hüpften sie Alle in einen einzigen Wagen, der sie zum Hôtel de Bade fuhr.

Frühling war's schon mehre Stunden vor Paris geworden. Frühling lachte es in allen Straßen, als ich vom Embarcadire in die Stadt fuhr. Frühling steckte ganz plötzlich in allen Gliedern und die zierlichen Pariserinnen, die hoch aufgeschürzt durch den Schmutz tanzten, welchen Schnee und Frost der letzten Tage zurückgelassen, sie setzten die zierlichen Füßchen noch einmal so lustig auf das Pflaster. Es war ja Frühling geworden.

Die Tochter des Concierge blickte mich mit großen Augen an, als ich im wärmsten Sonnenschein in das Hôtel trat, als komme ich direct aus Grönland. Als ich nach dem Preise meines Zimmers fragte, antwortete die Wirthin des Hôtels, den Blick gen Himmel richtend, als rufe sie ihn zum Zeugen ihrer Uneigennützigkeit: mon Dieu, Monsieur, unter hundert und funfzig Francs ist es in einer Zeit wie der jetzigen unmöglich!" Sie hatte also gerade funfzig Francs mehr gefordert als sonst, und dies wird denn auch der Preis für jedes anständige Zimmer während der ganzen Ausstellung sein, sofern man nicht in einem Käfig wohnen will.

Mittag war vorüber, als ich auf den Boulevards stand.

Auch hier ist's plötzlich Frühling geworden. Die Café's haben ihren gelben Sand vor die Thüren gestreut und ihre Stühle hinaus gesetzt. Da sitzen die Pariser schon und trinken ihr petit verre, ihre demi-tasse, ihren Absynth. Unaufhaltsam wie immer bewegt sich der Strom der Passirenden, aber gruppenweise stehen sie hier und dort vor den Cafés, am Eingang der Passage, gesticulirend mit ernsten und wichtigen Mienen.

Wer Paris kennt, der weiß auch mit seinem Pulse Bescheid. Was giebt's? Ist die Ausstellung abgesagt, ist der kleine Prinz gestorben? Hat Girardin einen neuen Sensations-Artikel geschrieben? Sind die Preußen über die französische Grenze gerückt?

Nichts von Allem, Jules Favre und Thiers haben soeben im Corps législatif ihre fulminanten Reden gehalten. Im gesetzgebenden Körper hat sich ein parlamentarischer Sturm erhoben, wie er seit der neuen Kaiserzeit nicht getobt hat. Der alte Stamm des tiers-parti hat neue und wilde Schößlinge getrieben, Napoleon hat Dinge zu hören bekommen, die bis dahin unerhört gewesen; man hat die Regierung des Kaisers, das Ministerium in der europäischen Politik des vorigen Jahres der größten Unfähigkeit angeklagt, hat auf ihr Haupt die untilgbare Schuld gewälzt, daß Frankreich nicht mehr an der Spitze der europäischen Politik und Civilisation marschire, daß Italien dem Kaiserreich einen Possen gespielt, daß Bismark, dieser so verwegene und gefürchtete Minister, die ganze französische Regierung dupirt und angesichts Frankreichs ganz Deutschland in die Tasche gesteckt habe.

Und Frankreich? Und Paris? Zum ersten Male seit 1815 hat es im vorigen Jahre Preußen, ja Deutschland seiner poli-

tischen Aufmerksamkeit gewürdigt; was bisher dort passirte, konnte ebenso gut in Hinter-Indien passirt sein. Da plötzlich donnert der Name Sadowa über die Grenze und durch die Welt. Preußens Siege verdunkeln jene von Magenta und Solferino in einem siebentägigen Feldzug. Niemand spricht mehr von Frankreich, Alles blickt auf den jungen und kühnen Staat, der die Verwegenheit hat, Frankreichs Gloire verdunkeln zu wollen!

Verschmerzt hatte das der Pariser, wenn auch nicht vergessen. Jetzt kommt Thiers und rührt den ganzen Schmerz wieder auf. Ein Schrei durch ganz Paris. Bismark und Preußen! stöhnt es aus jedem Munde. Wo war Frankreich als das Unerhörte geschehen konnte? O, Thiers kennt ja seine Pariser. Demüthigung und Schmach der französischen Eitelkeit durch eine Regierung, die sich von Preußen die Zügel sogleich aus der Hand reißen ließ! Das ist die Parole, welche heute die Redner dem Volke zugerufen, der Vorwurf, welchen sie dem Ministerium ins Gesicht geschleudert.

Und die Pariser? Stünden die Preußen schon an der Grenze, nicht größer könnte die Aufregung sein. Und dazu hat der Minister noch die Ungeschicklichkeit gehabt, Frankreich an den zweiten Dezember, den Tag des kaiserlichen Staatsstreiches zu erinnern.

Ich trete ins Caféhaus. Gruppen und heftige Discourse überall. Bismark und Preußen heißt es rings umher. Da sitzen auch meine alten Freunde, Pariser vom reinsten Seine-Wasser, politische Fanatiker, denen mein Vaterland stets nur als ein Dorf erschienen ist.

Mit einem ironischen Lächeln trete ich zu ihnen. Sie sehen

mich an wie ein aus ihrer Zeitungs-Lectüre vor ihnen aufsteigendes preußisches Gespenst.

„Tiens c'est vous!“ heißt es überrascht. Man fragt mich: wie geht es in Berlin? — Vortrefflich! Ganz Deutschland unter einem Hut? Habt ihr nicht die Depesche gelesen? Ein Hurrah für Bismark!

Der Absynth schmeckte den Armen wie Galle und ich bin überzeugt, er hat ihnen diesmal den Appetit zum Diner nicht rege gemacht.

Es war ein Tag des Aergers, denn zum Ueberfluß mußte gerade die heutige Abendzeitung auch die telegraphische Meldung noch bringen, daß der Süden Deutschlands seine Conventionen mit Preußen geschlossen.

Hätte man dem Pariser in diesem Augenblick die Nachricht gebracht, die Preußen seien in Straßburg eingerückt, er würde nicht daran gezweifelt haben. Ich aber saß heute zum ersten Male in einem pariser Caféhause mit einem nationalen Hochgefühl, das ich nie gekannt und lachte mir ins Fäustchen. Es wird fünf Uhr. Die Verkaufsstellen der Zeitungen werden bestürmt; man kämpft um eine Nummer des journal du soir. Frankreich ist geschmäht, gedemüthigt! Das steht auf jeder in die Zeitung blickende Stirn geschrieben.

Wenn ich früher hier dem wohlwollensten Menschen meine Nationalität bekannte, so dachte er mitleidig: pauvre homme! Wenn ich heute Jemand sage, ich sei ein Deutscher, ein Preuße, so denkt er in sich hinein: Verdammter Kerl, kommt der auch noch her, um uns zu ärgern!

Eben da ich beim Café sitze, kommt mein Wirth, um mit mir über den Miethspreis meines Zimmers zu sprechen. Als

das geordnet war, kam er mit langen Circumherumschweifen zu der schüchternen Frage: ob es denn wirklich so wahrscheinlich sei, daß die Preußen die Absicht hätten, Frankreich den Krieg zu erklären, um Lothringen und das Elsaß zurück zu erobern.

Der gute Mann gestand mir, er habe sich allerdings schon in den Gedanken hinein gefunden, daß die Preußen *auch* eine große und tapfere Nation sein könnten, was nach all dem Geschehenen nicht zu bezweifeln sei, aber er fürchte eben für die Industrie-Ausstellung und für sein Hôtel, das er neu tapezieren lasse.

II.

Die Physiognomie der Boulevards. — Die Wohnung der Pariser Nomaden. — Das Kaffeehausleben. — Die Biches und Cocottes. — Die Gefahren der Nachbarschaft. — Die pariser Füße.

Seit meinem ersten Entré vor etwa zwölf Jahren ist mir Paris stets wie eine zweite Heimath erschienen. Sobald ich den Fuß wieder auf die Boulevards gesetzt, ist mir, als sei ich während dieser zwölf Jahre hier zu Hause gewesen; die Häuser, die Magazine, die Café's, die Gesichter der Vorübergehenden, sie sind mir alle so bekannt, so geläufig, als wären wir zusammen in die Schule gegangen und als wäre ich ihnen seit damals jeden Mittag begegnet; die Zeitungsverkäuferin, von der ich täglich mein Journal du soir abhole, sie hat seit diesen zwölf Jahren dasselbe unveränderliche Gesicht, verkauft mir dieselben Zeitungen, und im Café du Heeder sitze ich auf demselben Stuhl, trinke denselben Café oder denselben „Bock" — kurz es ist Alles, Alles wie damals, wie es während der zwölf Jahre war.

Man sollte nicht glauben, daß Paris, dieses so quecksilbrige Paris so immer dieselbe Miene behält.

Und just so ist's auch in den Hôtels und maisons meublées, in denen ich einkehre. Da stehen dieselben Sessel mit denselben verschossenen Ueberzügen, da hangen dieselben Rideaux, da steht

derselbe Tisch, da liegt derselbe Teppich mit denselben großen Blumen, da hangen dieselben Spinngewebe, liegt noch derselbe Staub in den Ecken, nur die Habsucht Derer, denen ich meine Person anvertraue, wird immer größer und heute glauben sie schon ein Werk der Barmherzigkeit zu üben, wenn sie mit den täglichen hundert Sous zufrieden sind, mit welchen sie sich das Obdach bezahlen lassen.

Paris ist immer das alte, mag der Kaiser noch so viel thun, um es neu zu machen. Die Boulevards behalten ihre ewige, unveränderliche Physiognomie. Die Bourbonen, die Orleans, die Republik wie die Napoleoniden haben keine Gewalt über die Boulevards. Jene säulenartigen Zeitungsläden handeln mit jeder Regierungsform; sie verkaufen heute den zweiten Dezember, morgen den zwanzigsten März, sie erklären sich für die Legitimisten und für die Republikaner, je nachdem die Stunde den Einen oder den Andern geschlagen hat. In den Kaffeehäusern schwört man heute für diese, morgen für jene Regierungsform, je nachdem die „Majorität" sie verlangt hat.

Es ist immer dasselbe Paris mit dem schnellen und heftigen Herzschlag, es ist immer derselbe Pariser, der da vor den Kaffeehäusern sitzt und immer auf das schwört, was ihm sein Journal plausibel gemacht hat; nur die Pariserinnen, die da zwischen den Tagespolitikern sitzen und ihren Bock, ihren Mazagran oder ihren Gloria trinken, nur sie sind nicht immer dieselben, wie unerschrocken sie auch mit Poudre und Schminke sich gegen die Jahre und das Alter wehren. Sie treten ab und gehen in die Sestiären oder in die Tabackshandlungen und räumen den jüngeren den Platz, diese Biches, diese Cocottes, die so resolut und herausfordernd das zierliche Füßchen auf die kleine Holz-

bank strecken und dem Vorübergehenden ein paar untadelhaft weiße Strümpfe, ein paar volle und runde Beine zeigen, die der Pariserin immer eigen, selbst wenn die Zeit ihr Alles genommen.

So bleibt Paris für mich stets das alte, und das mag wohl daher kommen, daß ich auf der Grenze schon meine deutschen schwerfälligen Gedanken zurücklasse, französisch denke und träume, huste und niese. Mein erster Schritt auf die Boulevards an den Café's vorüber läßt mich unter den Dasitzenden die alten Bekannten suchen, die regelmäßig und mit unermüdlicher Ausdauer seit Jahren die Stammgäste desselben Kaffeehauses bleiben.

Sucht man sich doch in Paris niemals zu Hause, in der Wohnung. Das Kaffeehaus ist dem Pariser, was dem Nomaden sein Zelt ist. Man *lebt* hier nicht in der Wohnung; man kehrt nur mit einer gewissen Regelmäßigkeit (nach Maßgabe des Lebenswandels natürlich) in dieselbe zurück, nicht um zu wohnen, sondern um eine Pause zu machen, um vom Concierge zu erfahren, ob vielleicht Briefe angekommen, die übrigens das Kaffeehaus ebenso sicher empfängt; um die Wäsche zu wechseln, um das Gesellschafts-Costüm anzulegen, wenn man etwa Abends in die kaiserliche Oper zu gehen beabsichtigt, oder aus hundert andern Gründen, die überhaupt einen Menschen von seiner Wohnung abhängig machen können.

Der Pariser lebt auf den Boulevards, in den Kaffeehäusern; hier findet er seine Bekannte und seine Geschäftsfreunde, hier führt er seine Correspondenz, hält er seine Rendezvous, schreibt und empfängt er seine Liebesbriefe, trifft er seine Freundin,

ordnet er seine geschäftlichen Angelegenheiten und verdient er seinen Lebensunterhalt.

Es ist wohl möglich, daß man einen Pariser einmal in seiner Wohnung finde, unmöglich aber ist es, daß man ihn im Kaffeehause vergeblich suche. Sitzt er nicht vor der Thür in eifriger Unterhaltung mit einem Geschäftsfreund oder in politischem Disput über den Grafen Bismark und die Luxemburger Frage, so findest du ihn bestimmt hinter irgend einem Zeitungsblatt; oder wenn auch da nicht, so unvermeidlich drinnen an den Spieltischen, auf welchen die knöchernen Würfel, die knöchernen Dominosteine klappern, und wenn er auch dort nicht ist, nun so hat er mit der größten Bestimmtheit beim Garçon die Nachricht zurück gelassen, daß er in einer Viertelstunde zurück sein werde.

Eine Viertelstunde ist nun in Paris bei einem Rendezvous stets eine halbe bis eine ganze Stunde. Wenn der Pariser ein Rendezvous bestimmt, so verlangt er stillschweigend eine quart d'heure de grâce, die er nach Umständen auf eine halbe Stunde ausdehnt.

In Paris kann man, wenn man zu einem Rendezvous geht, niemals wissen, wer und was uns auf dem Wege begegnet. Alle Geschäfte werden auf der Straße abgemacht, niemand hat also die Berechtigung, um eines Rendezvous willen die Interessen des Andern zu stören. Vielleicht erfährt er auf dem Wege die wichtigste politische Nachricht, er stürzt also zu seinem Bankier und läßt dich ruhig warten; oder er stürzt sich in das nächste Kaffeehaus und schreibt eine Correspondenz an eine deutsche, englische oder italienische Zeitung und du sitzest ruhig da und liest eine Zeitung nach der andern, trinkst einen Bock

nach dem andern und er kommt noch immer nicht; oder er sieht seine Geliebte in vertrautem Gespräch mit seinem Rivalen und stürzt in das nächste Kaffeehaus, um ihr einen enragirten Scheidebrief zu schreiben, während du kopfschüttelnd nach der Uhr blickst; oder er hat gestern Abend im Cercle zweitausend Francs verloren und ist auf der Jagd nach seinem Bankier, damit er am Abend den Verlust wieder einholen kann, und du hast erwartend schon sämmtliche Zeitungen durchgelesen, blickst bewundernd den reizenden hochgeschürzten Füßchen nach, die an dir auf dem Perron vorüber tanzen, widerstehst sogar den ermuthigenden schwarzen Blicken, die dir, dem Fremden, für den ja Alles jetzt servirt wird, die schönsten Verheißungen zusenden, denn du mußt ja warten, und er kommt noch immer nicht!

Im Kaffeehause also ist Alles, Geschäft, Unterhaltung, Politik, Bürgerglück, Familienwohl. Hast du Freunde in Paris, lieber Leser, so unternimm es nicht, sie in ihrer Wohnung aufsuchen zu wollen, denn es wird dir unter zehn Fällen neunmal passiren, daß du dem Fiaker zurufst: Rue x, Nr. x. Du kommst in die bestimmte Straße und da, wo die bewußte Nummer lag, siehst du eine leere Baustelle, auf der man eine ganze Häuserreihe niedergerissen. Niemand sagt dir, wo dein Freund geblieben, der vor Kurzem hier noch gewohnt. Wisse also, wenn du in Paris ankommst, in welchem Kaffeehause dein Freund wohnt, und du wirst bestimmt ihn finden und zu gewissen Tageszeiten mit Sicherheit auf seine Gesellschaft rechnen können.

Man wohnt nicht in Paris, man hat nur gewisse Ruhestätten, vorausgesetzt, daß man nicht verheirathet ist, und dies

ist immer vorauszusetzen, denn wer wird heirathen in Paris, wo Jeder von dem Tage ab, da er das Collège verläßt, zwar mehr oder minder, aber niemals ganz verheirathet ist.

Stelle dich mit mir auf die Boulevards, lieber Leser, der du Paris noch nicht kennst, denn nur für solche schreibe ich diesmal, die übrigen werden sich schon selbst zurecht finden.

Ich will dich orientiren, denn wir sind hier im richtigen Fahrwasser. Später zeige ich dir auch alle die Klippen und Untiefen desselben. Vor Allem aber vertraue dich keinem dieser mandelängigen Piloten an, die an Dir vorüberstreichen, dieser hoch und graziös chaussirten Möven der Boulevards, die zwischen Morgen und Abend, d. h. zwischen Dejeuner und Souper, fortwährend hin und her ziehen, obdachlos und ebenso ruhelos, den Kamm und das Häubchen, ihr einziges Mobiliar, in der Tasche, während ihre Wäsche bei allen Wäscherinnen der verschiedenen Stadtviertel vertheilt ist, um sie erreichen zu können, wohin sie auch der Wind des Tages oder der Sturm des Cancan verschlagen mag.

Du kannst sie für Gräfinnen und Herzoginnen halten, so bewußt und doch so zierlich setzen sie das Füßchen auf das Pflaster, so anmuthig sitzt das Hütchen auf dem braunen Haar, das sie selber gern chataigne nennen; aber Fuß und Kopf haben keine Schnalle und kein Kissen, die sie ihr eigen nennen könnten, und ihre Toilette machen sie vor hundert Spiegeln, nur nicht vor dem eigenen.

Ihr Hauptquartier ist das Café des mousquetaires, und wie sie da über die Boulevards ziehen, gleichen sie der Schwalbe, die im Fluge ihre Nahrung hascht, denn das Unglück muß schon groß sein, wenn sie nicht diesem oder jenem ihrer Freunde aus dem Casino oder irgend einem der vielen Ballsäle be-

gegnen sollten, der ihnen ein paar Sous borgt oder ihnen einen Gloria spendirt.

Sei auf der Hut, wenn sie, die Cocotte des Boulevards, an dir vorüberstreicht, oder wenn sie im Café dir gegenüber sitzt und dir ein harmloses Lächeln zuwirft, das der Eitelkeit des Fremden so schmeichelnd ist; wirf Messer und Gabel hin und verlange eiligst die Addition, wenn sie sich dir im Restaurant gegenüber setzt und dich in ein Gespräch zu verwickeln sucht, das auf nichts Geringeres berechnet ist, als daß du ihre Zeche bezahlst, denn selbst nachdem sie mit ihrem Diner bis zur Apfeltorte gekommen ist, weiß sie noch nicht, wer dasselbe für sie bezahlen soll. Der Zufall ist ihre Vorsehung und unter allen Umständen ist es klüger, erst zu speisen und dann über die Zeche nachzudenken, als umgekehrt zu handeln.

Ergreife die Flucht, noch ehe der letzte Act des Theaters zu Ende ist, wenn der Kuppler, der Zufall, dir einen Fauteuil neben ihr angewiesen hat, wenn sie dich im Verlaufe der Vorstellung mit ihren schönsten Blicken angefunkelt und dir mit der Zunge eines Engels die Namen der Schauspieler oder Sänger auf der Bühne hergezählt oder sonst dir mit liebenswürdigen Fingerzeigen gedient hat, die alle, ohne daß du es merktest, auf dein Portemonnaie hindeuteten.

Ziehe aus, wie ich es eben gethan, wenn du ein Zimmer gemiethet und du, kaum im Begriff, dich einzurichten, nebenan eine Mädchenstimme sich räuspern hörst, die dir, sobald sie deine Anwesenheit gemerkt, ein lustiges Liedchen summt. Verstopfe das Schlüsselloch der Thür, wenn du hinter derselben in der Waschschüssel plätschern hörst, denn es ist Tausend gegen Eins zu wetten, daß dir dieses Schlüsselloch in der absichts-

loseſten Weiſe einen blendenden Nacken, ein paar weiße, runde Arme zeigen wird, die mit kindlichem Vertrauen ganz deiner nachbarlichen Discretion überlaſſen ſind.

Ziehe aus oder wechſele das Zimmer, denn in der nächſten halben Stunde ſchon weiß ſie von dem Garçon des Hauſes, daß du ein „fremder Engländer“ biſt (Engländer ſind wir nämlich alle hier, wenn wir mangelhaft franzöſiſch ſprechen), ehe der Abend da iſt, wird ſie dir in der Loge des Concierge begegnet ſein, allwo keine Rettung iſt, und ehe der Monat zu Ende, wirſt du ihre Miethe bezahlt haben, die ſie ſchon ſeit mehreren Terminen dem Concierge zu zahlen verſprochen hat.

Es iſt nichts ſchneller geſchehen als ein Unglück, und der Fremde hat keine Ahnung von all' den Fallſtricken, welche ihm zur Expoſition auf Schritt und Tritt gelegt werden. —

Wir ſtehen alſo auf dem Boulevard montmartre, des italiens oder des capucines, dem Mittelpunkt des ſtädtiſchen und geſchäftlichen Lebens.

Ein Café klebt an dem andern wie die Vogelneſter. Der Frühling ſpendet ſeine ſchönſten Sonnenblicke, die Trottoirs ſind bedeckt mit geſchäftigen Leuten, über die Straßen jagen die Omnibuſſe, die Equipagen, die Fiaker. Mit ernſten Amtsgeſichtern ſchreiten die Sergeants de ville zwiſchen der athemloſen Menge dahin, und während du daſtehſt, ſtecken dir ein paar Commiſſionäre von allen Seiten gedruckte Zettel in die Hände, welche dir allerlei Gegenſtände, an welche du niemals gedacht, als die unentbehrlichſten Bedürfniſſe anpreiſen.

Hin und her jagt es vor deinen Augen, hin und her drängt ſich die Maſſe der Geſchäftigen um dich, denn die Boulevards kennen nur eine Tageszeit, die Stunde von

6—7 Uhr, die Zeit des Diners, um welche es ſtiller wird, wenn nicht das um 5 Uhr ausgegebene Journal du soir irgend welche ganz merkwürdige und wichtige politiſche Nachricht gebracht hat, die Alles in Bewegung erhält.

Es iſt Morgen, d. h. Mittag. Vor den Cafés ſtreuen die Garçons den gelben Sand um die Stühle, der in Paris ſo unentbehrlich, da es Gebrauch iſt, einander vor die Füße zu ſpucken. Es iſt die Zeit der Börſe; die Kaffeehäuſer ſind noch leer, die Flaneure kommen vor Mittag nicht an die Sonne, denn es iſt Sitte bei ihnen, vor 10 oder 11 Uhr nicht aufzuſtehen, und der Geſchäftsmann hat die Hände voll Arbeit, der Speculant iſt an der Börſe beſchäftigt. Der Mittag iſt alſo eine Zeit, um welche der Fremde am meiſten ſich ſelbſt überlaſſen bleibt.

Auch das Gedränge in den Paſſagen iſt weniger läſtig; in den Kaffeehäuſern liegen die Zeitungen ungeleſen da und nur vereinzelt ſitzen die Gäſte vor der Thüre.

Jetzt iſt die Börſe aus. Von der Place de la Bourse drängt ſich wieder Alles auf die Boulevards zurück. Die Geſchäftsleute eilen in ihre Comtoire, die Agenten jagen in ihren Fiakern oder ihren Demi-Fortunes hin und her zu ihren Mandanten, die Telegraphen-Bureaux ſind überfüllt, die Kaffeehäuſer beleben ſich wieder und mit einem Schlage ſind alle Stühle beſetzt.

Der Blutumlauf des pariſer Lebens beginnt. Alle Geſichter ſind animirt, der Austauſch iſt lebendig; vielleicht hat die Börſe ganz beſondere Fluctuationen gezeigt. Die Correſpondenten der Zeitungen jagen nach Neuigkeiten, die Zeitungsredacteure eilen, die letzten Nachrichten unter die Preſſe zu geben.

Dieſe Zeit bis um 5 Uhr iſt unſtreitig die intereſſanteſte des Tages. Alles iſt auf den Beinen, die Geſchäftsleute, die

Beamten und die Diener der Bankiers, der Bureaux, der Ministerien, die Advokaten, die Aerzte, die Journalisten, die Offiziere, die Fremden und die Damen der Casinos, die eben ihre Morgentoilette beendet und das von schlaflosen Nächten fatigurte Gesicht in die frische Luft hineintragen.

Nichts ist reizender, graziöser als die Biche, wenn sie den ersten Fuß auf das Trottoir setzt, diesen so zierlich beschuhten Fuß mit den schmalen und hohen Absätzen, auf denen sie über die Trottoirs balancirt, während die kurze, kaum an den Rand des bunten Jupon reichende und enge Robe dem fein geformten Fußgelenk den vollen Spielraum gewährt und den vor dem Kaffeehause Sitzenden eins der schönsten Meisterwerke der Schöpfung, ein klassisch modellirtes Bein zeigt, an dessen zierlichem, hoch hinauf reichenden Stiefelschaft gedankenlos ein kleiner Troddel seine beneidenswerthen Spielereien treibt.

Die Pariserin, wenn sie gar nichts Schönes besitzt, wird immer einen schönen Fuß haben, und selbst, wenn dieser fehlen sollte, wird sie einen zierlichen Stiefel tragen, denn wir leben hier in dem Lande, in welchem Champfort seine berühmte Abhandlung schrieb »sur la beauté d'une belle jambe et de la vertue qu'elle a.«

Der Fuß ist hier der Mensch. Das Herz trägt seine Maske, das Gesicht seine Schminke, das Auge seine Lüge, die Art und Weise aber, wie die Pariserin ihren Fuß auf das Pflaster setzt, kennzeichnet sie in allen ihren Eigenthümlichkeiten und Gewohnheiten.

Hier ist nichts von dem innigen und sinnigen Wesen unsrer deutschen Frauen, nichts von jenem frommen und treuen Beruf unsrer Frauen; in Paris ist jedes Weib ein gesellschaftliches

Individuum, das auf seinen eignen Füßen steht, seiner Individualität Raum und Geltung zu schaffen von früh an gewohnt ist.

Hier hat — Verzeihung, Leser, für den Ausdruck, aber ich muß die Sache beim rechten Namen nennen — hier hat jedes Weib seinen bestimmten Werth, steht an seiner bestimmten Stelle, lebt nach seinen bestimmten Gesetzen und strebt nach bestimmten Prinzipien, die freilich alle in gewisse geschäftliche Normen zu bringen sind.

Auf dem Gesichte jedes Weibes kannst du lesen: ich bin so schön, meine Toilette kostet so und so viel, und wer mich besitzen will, muß so und so viel Vermögen haben, damit ich ihn in so und so langer oder kurzer Zeit ruiniren kann. Diese Hand, schön wie die einer Fee, dieser Fuß, zierlich wie der eines Elfen, dieses Auge, unergründlich wie der Abgrund, in den ich schon so viel Unvorsichtige gestürzt, dieses Auge lügt die schönsten und süßesten Märchen. Gnade dem, der daran glaubt! Dieser Mund, süß wie die Waldbeere, trägt so wonnige Genüsse zusammen; dieser Nacken, frisch wie die Mandelblüte im Schnee, und diese tadellose Büste, in der seit der Firmung schon kein Herz mehr geschlagen — dieses ganze herrliche Gebäude meiner Schönheit ist ein Vermögen werth; dieses Auge will sich in Brillanten spiegeln, dieser Mund will in Champagner schwelgen, dieser Fuß ist zu schade, um mit dem harten Trottoir in Berührung zu kommen und verlangt also eine fürstliche Equipage, und diese wundervollen Contouren meiner Glieder können nur auf weichen Causeusen gedeihen.

Diese Lectüre trägt jede Pariserin an sich herum und selbstverständlich kann sie nur in Goldschnitt gelesen werden.

Derselbe Fuß, der da so zierlich und elastisch über das Trottoir schreitet, hat vielleicht schon Millionen gekostet; die zierliche kleine Hand, die dort über die Boulevards kutschirt und so entschlossen die feurigen Rosse lenkt, oder mit so viel Grazie die Reitgerte führt, diese Hand hat vielleicht schon zwei oder drei reiche Onkel umgebracht, zehn leichtsinnige Söhne in's Verderben gestoßen, und jener blühende, lebenslustige, junge Mann, der an ihrer Seite reitet, sitzt vielleicht schon nach vier Wochen in Clichy, dem Schuldgefängniß, oder schießt sich, wenn der letzte Napoleonsd'or verthan ist, eine Kugel vor den Kopf.

So steigt dieser zierliche, dieser beneidenswerthe kleine Fuß über Leichen und Verderben dahin, bis er selber müde wird und arm und gelähmt eine schwindsüchtige Brust in's Maison de santé trägt; dieselbe Brust, die einst so viel Wonnen gespendet und zum ersten Mal ihr Herz wieder klopfen hört, aber so ängstlich wie der Hammer, der den Nagel in den Sarg schlägt.

So springt dieser selbe zierliche Fuß, wenn er Jahre lang über Millionen hinweg geschritten, zuletzt wohl selbst, verlassen von Allen, in Verzweiflung vom Seine-Ufer in die kalte Flut.

Endloses wäre über die Carrière des Pariser Frauenfußes zu schreiben! Wer kennt nicht jene Unglückliche, die, nachdem sie die Wonne von Fürsten und Millionären gewesen, bis zur niedrigsten und elendesten Stufe des pariser Zigeunerlebens hinab sank und in wildem Galgenhumor täglich nach der Morgue lief, um zu sehen, ob ihre Leiche noch nicht dort angekommen sei.

III.

Die Estaminets und die Pariser beim Bierkrug. — Der Mac-Adam und die weißen Strümpfe. — Die Cocottes. — Von Marguerite Gauthier, die Königin Pomaré, Thérèsa, bis zur Cora. — Eleonore, das Märchen aus alten Zeiten.

Wir stehen noch immer auf dem Boulevard.

Es ist bald fünf Uhr, noch eine Stunde bis Mittag also, denn vor 6 Uhr speist kein anständiger Mensch in Paris.

Setzen wir uns vor eines der Café's der Rue Vivienne gegenüber, wo die Circulation immer am lebendigsten zu sein pflegt.

Bestellen wir einen Absynth, eine Anisette, um den Appetit zu reizen, oder einen „Bock", der hier so zahm ist, daß er dir keinen Schaden thut.

Der Absynth ist eine Krankheit in Frankreich, namentlich in der französischen Armee; das Bier, das seit zehn Jahren in Frankreich um sich gegriffen, ist ganz dem französischen Gaumen angepaßt. Die Potasche ist die Hauptsache darin.

Der Franzose nennt Alles, was wie Bier aussieht, Bock, auch wohl gar Bog; was das bedeutet weiß er nicht, es schmeckt ihm, und du kannst zu jeder Tageszeit die Tische der Cafehäuser mit diesen Bockgläsern garnirt sehen.

Der Bock ist in Paris Mode geworden, seit die Parise-

rinnen in Erfahrung brachten, daß er pikanter als Orgeade und Café, weniger boshaft als der Absynth und wohlschmeckender als der gewöhnliche Macon.

Wenn die Cocottes etwas in Affection nehmen, so ist ihm jedenfalls die Carriere in Paris und in ganz Frankreich geöffnet. Der „Bock" ward das Symbol der Libertinage. — Wenn die Cocotte einen „Bock" begehrte, so erschien ihr dies als äußerst comme il faut, wie eine Bravour und so ward denn dasselbe Frankreich, das sonst die Deutschen wegen ihres Bieres und Sauerkrautes verhöhnte, alsbald eine einzige Bierstube.

Anfangs schenkte man bière de Strasbourg, bière de Lyon, freilich meist von deutschen Brauern in Paris nach Pariser Geschmack gebraut; dann kommen die übrigen deutschen Biere, sogar das Wiener ward eingeführt und zahllos sind jetzt die deutschen Bierhäuser, in welchen Culmbacher, Erlanger und andre bairische Biere geschänkt werden.

Freilich ist es theuer, aber nicht theurer als eine Tasse Café. In Paris nämlich, lieber Leser, kannst du nichts genießen, was nicht mindestens einen halben Francs kostete. Schandehalber fordert man für eine „demi-tasse" nur 18 Centimes. Der Garçon bringt dir auf deinen halben Franc gewissenhaft zwei Sous zurück; aber rühre sie nicht an, denn sie gehören ihm unweigerlich als Trinkgeld.

Kommst du zum zweiten, zum dritten Mal in ein Cafehaus mit der Unverschämtheit, dem Garçon seine zwei Sous vorzuenthalten, es würde dich keiner mehr bedienen.

Während der zwölf Jahre meiner Bekanntschaft mit Paris hat das Bier eine ganze Revolution in der Lebensweise der Leute hier hervorgerufen.

Ich erinnere mich wohl noch der Neugier, mit welcher zu Anfang die Grisette am Arm ihres Geliebten in die „Brasserie" trat, um das Bier zu probiren; ich erinnere mich namentlich eines komischen Momentes in dem Bierhause der rue des Martyres.

Hier nämlich sah ich den Kellner mit einer glühenden Eisenstange bewaffnet auf den Tisch meiner Nachbarn zuschreiten, sah, wie er diese glühende Stange zischend in die Cannette meiner Nachbarn tauchte, daß das Bier empört herausschäumte, und dann seines Weges ging.

Ein Bier, daß auf solche Weise malträtirt worden, nannte man damals de la bière chaude, Warmbier.

Seitdem ist mir diese Operation nicht mehr vorgekommen.

Doch, wenden wir unsre Blicke nach außen. Lebhafter wird die Circulation auf den Trottoirs, heftiger das Jagen der Equipagen auf dem Mac-Adam, und doch ist eigentlich hier nicht der point de vue, von welchem aus wir die fashionable Welt beobachten könnten, die jetzt ins Bois fährt, um sich in der frischen Luft Appetit zu holen.

Man fährt an dieser Geschäftsgegend nicht vorüber, wenn man zur vornehmen Welt gehört, höchstens verirrt sich das Quartier Bréda hier vorbei. Was da nobel ist, schöne Equipagen hält und zur fine fleur der Gesellschaft gehört, das wohnt dort unten in der Gegend der Chaussée d'Antin oder drüben in St. Germain; hier sehen wir höchstens die Wagen der Agents de Change, der Aerzte, der Beamten und Geschäftsleute. Später fahren auch wir ins Bois, wo wir sie alle treffen werden.

Da eilen sie so geschäftig an uns vorüber; jeder Einzelne

hat die größte Eile, seine Angelegenheiten vor dem Diner zu ordnen, denn die Stunde des Mittagsmahles ist eine geheiligte, in welcher der Pariser seiner ganzen Sammlung bedarf.

Da hüpfen auch sie an uns vorüber auf den zierlichen Stelzen, die kleinen reizenden Mignon-Füße, von denen ich vorhin erzählte. Sieh, wie sie vor dir alle aufmarschiren, am Rande des Trottoirs, um den Moment zu erwarten, wo der Knäuel der Wagen sich entwirren, wo in der Jagd derselben eine Pause eintreten wird, die all den Wartenden gestattet, von der einen Seite des Boulevards zur andern hinüber zu springen.

Wie an der Meerenge von Gibraltar sich eine ganze Flotte von Schiffen zu sammeln pflegt, um mit dem nächsten Westwind alle auf einmal die Wasserstraße zu passiren, so sieht man es am Boulevard zu jeder Minute. Nur schubweise geschieht der Uebergang, wenn die Omnibusse und Fiaker eine Pause gewähren.

Jetzt ist der Moment gekommen. Wie ein Volk von Tauben geht die Flucht der weißen, hoch geschürzten Jupons über den vom Regen der Nacht aufgeweichten Mac-Adam. Ein ganzes Ballet von zierlichen schwarzen Füßen und runden weißen Waden springt über das schwarze Meer des Mac-Adam. Aber wie groß die Gefahr, wie tief der Koth auch sein mag, nichts wird die Pariserin veranlassen können, auch nur einen Augenblick ihre natürliche Grazie zu vergessen oder ihre weißen Strümpfe durch einen einzigen Schmutzfleck zu verunglimpfen.

In Paris kann man viel eher einen Fleck auf seinem Gewissen, als auf seiner Wäsche haben. Den ersteren verzeiht ein Jeder, den letzteren Niemand. Die gewöhnlichste Cocotte,

und wäre ihr Herz eine Mördergrube, wird untadelhaft in ihrer Wäsche sein.

Du fragst: was ist denn eine Cocotte? Woher der Name Cocotte?

Was sie ist? Nicht mehr oder nicht weniger als eine Französin, Pariserinnen sind die wenigsten.

Woher der Name? Er datirt von den kleinen Hähnchen, die man als Knabe in der Schule aus Faulheit und aus Papier fabrizirt und die der Pariser mit cocotte bezeichnet.

Die Legende ist leicht verständlich. In Paris sind die Frauen das theuerste Spielzeug der Männer, oder vielmehr die Männer das unglücklichste Spielzeug der Frauen. Spielend ruiniren sie sich gegenseitig so gut oder so schlimm es angeht. Die Einen gehen dann in eine Vestiaire und bewahren gegen ein Douceur von zehn Sous Deinen Pardestus- oder Deinen Spazierstock am Entré des Theaters oder des Conzertsaals auf und es passirt dabei wohl sehr oft, daß er, der inzwischen Carriere gemacht hat, sie erkennt, die einst seine Freude war, und ihr zuruft: „Tiens, c'est toi, Paméla!“

Die Andren, wenn sie alt und runzelich geworden und kein Poudre, keine Schminke mehr die Falten verstecken will, welche die Zeit als Vorhang über eine ruinirte Jugend gezogen, diese Andren verkaufen die Veilchen auf der Straße und flüstern wohl, an den Mann herantretend, der sie einst so heiß geliebt: „Alfrèd, donnez-moi vingt sous, je meure de faim!“

Noch Andre gehen in die Tabacksläden, wenn sie so glücklich sind, eine vornehme und einflußreiche Bekanntschaft gehabt zu haben, die eine Verkaufsstelle bei der kaiserlichen Tabacks-Regie erwirkt und so für ihr Alter gesorgt hat.

Sie sind wie die Libellen, die ein paar schöne Sommertage im Sonnenglanz und Rosenduft geschwelgt und dann verschwinden, Niemand fragt wohin.

Sie verfliegen wie die Champagnerperlen. Ihre Diamanten hat der Bijoutier für ein Butterbrod gekauft, ihre Atlasroben hat der Trödler, und sie selbst hat der Schmerz, die Schwindsucht, das Unglück dahingerafft.

Wie war's doch mit den schönsten, den gefeiertsten aus den mille et une nuits des Pariser Lebens?

Was ward aus Marie Duplessis oder Marguerite Gauthier, der Dame au Camélias, diesem seltenen Wachsbild mit dem so wunderbar bleichen Antlitz, den großen dunklen Augen und der Feengestalt, die ganz Paris vergötterte? Sie lebte, sie schwelgte in Champagner und nichts stand ihrer schwindsüchtigen Bläße so schön wie die weißen Camelien, die sie so sehr liebte.

Sie war als Bauernkind in kurzem schmutzigem Röckchen nach Paris gekommen. Als sie am Theater des Palais Royal erschien, war sie kein Bauernkind mehr, sie liebte schon die weißen Camelien. Jules Janin und die übrigen Feuilletonisten schwärmten von ihr und Paris legte alles zu ihren Füßen, was es Schönes und Kostbares hatte.

Marie Duplessis oder Marguerite Gauthier, wie sie Dumas nannte, lebte wie die Königin von Saba und ruinirte Alles, was sie liebte, sich selbst sogar, die sie doch mehr als Alles liebte.

Marie Duplessis kam nach Ems und begegnete dort einem alten russischen Diplomaten, der in diesem marmorbleichen, schwindsüchtigen, schönen Gesicht das Ebenbild einer ihm theuren Todten, seiner Tochter erkannte. Der alte Russe weinte, als er Marie sah, denn er dachte an sein Kind.

„Marie," sagte er zu ihr, „zeigen sie sich meiner Tochter würdig und ich will Ihnen ein würdiger Vater sein. Es wird Ihnen nicht schwer werden, denn ich bin alt, sehr alt! Nach meinem Tode sollen Sie meine einzige Erbin sein, und mögen thun, was Ihnen gut dünkt."

Aber der greise Vater überlebte auch diese Tochter. Marie Duplessis ließ sich eines Tages von zwei Laquaien in ihre Theater-Loge tragen in der man ein todtbleiches, schönes Antlitz mit den bekannten weißen Camelien sah. Dieselben Laquaien trugen sie an demselben Abend als Leiche aus der Loge.

Als ihr greiser Pflege-Vater nach Paris eilte, um sie noch einmal zu sehen, lag sie als ein bleiches Wachsbild auf dem Paradebett, geschmückt mit weißen Camelien, die ja immer ihre Freude gewesen.

Ganz Paris drängte sich herbei, als man ihre Hinterlassenschaft verkaufte. Ein Handschuh von ihr ward mit schwerem Golde bezahlt, eine Herzogin kaufte den Kamm, mit welchem sie ihr schönes Haar gepflegt. Die Damen der Aristocratie kauften die Schuhe, in welchen Mariens reizende Füße gewohnt.

Marie Duplessis ward von den Männern sehr geliebt, noch mehr aber von den Göttern, die sie so früh schon zu sich riefen. So schrieb damals ein pariser Feuilletonist. Als sie aber zu Grabe getragen wurde, da hatten von diesen Männern nur zwei den Muth, ihr durch die Straßen von Paris zum Kirchhof zu folgen. Die so lärmend gelebt, sterben gewöhnlich in der Stille. Das ist die Lehre der Königinnen der Straße wie der Könige der Tuilerien.

Als Dumas fils Marguerite Gauthier nach ihrem Tode auf die Bühne brachte, da weinte ganz Paris.

Wie ging's ferner mit der Königin Pomaré, dem reizenden Mädchen, das eines Abends bei Mabille erschien; und alle die Königinnen dieses Balles, Louise la Blonde, Carabine, Mousqueton und wie sie heißen, um Thron und Zepter brachte?

Man wußte nicht, woher sie kam; aber kaum erschien sie in der Quadrille, als sie Alle bewundernd umringten, als die Souveräninnen des Cancan erblassend bekennen mußten, daß sie ihre Meisterin gefunden.

Wer war die Fee, die Niemand früher gesehen? War sie aus einem der Blumenkelche, aus einer der Fontänen im Garten herausgestiegen? War sie ein Engel, der dem lieben Gott entflohen, um einmal Quadrille zu tanzen, wo hatte sie ihre Flügel; war sie eine Sterbliche, wie konnte diese Schönheit bis dahin unentdeckt geblieben sein?

Als Elise Sergent war die Unbekannte bei Mabille erschienen, als „Reine Pomaré" verließ sie den Saal.

Elise war also Königin und ihr Reich nannte sich Mabille. Die Feuilletonisten bewunderten, die Dichter besangen ihre Schönheit. Die ganze Welt hörte von der Königin Pomaré in Paris und die Bojaren im tiefsten Rußland setzten sich in Bewegung sie aufzusuchen. Die Nabobs von Indien, die splenigen Lords von jenseits des Canals kamen angereist um Elise zu sehen. Man legte ihr Rubel, Guineen und Rupien zu Füßen.

Aber das undankbare Paris duldet keine lange Regierung. Königin Pomaré badete in Champagner und spiegelte sich in Brillanten, bis alle Welt sie wieder vergaß und Elise Sergent starb schon im ein und zwanzigsten Jahre, vergessen, schwindsüchtig, verloren im tiefsten Elend.

Wie ergings der Rigolboche, der „Fanny Elsler canaille?“ Man bejubelte sie, bis sie dick ward wie ein Fleischklumpen und niemand sie mehr sehen wollte.

Wie erging's der gefeierten Thérèsa, der Diva des Alcazar, der Patti de la chope?

Alfred Delvau erklärt die Möglichkeit, wie man bis zur Verehrung des genre canaille sich verirren konnte, mit folgenden Zeilen:

„Man denke sich die Wuth eines Volkes, das während sechszig Jahren nur mit Parfümerien, pommade sucrée, Macassar-Oel und poudre de riz à la vanille gespeist worden? Wenn ein solches Volk plötzlich eine Heerde fetter Ochsen an sich vorbei passiren sieht, wird es dieselben nicht gierig in Stücke zerreißen und seinen Hunger mit rohem Fleische stillen?“

Freilich, so war's: Die Pariser waren übersättigt von Parfümerien und Süßigkeiten, die poetischen Kuchenbäcker und Rosolio-Fabricanten hatten ihnen den Appetit verdorben. Da kam Thérèsa.

Sie sang ihnen die Wahrheit, aus dem Volk heraus, rohes Fleisch so zu sagen. Sie ward der Attila der Musikalien-Händler, die Geißel der Sentimentalität.

Paris jubelte ihr entgegen, der Kaiser, der Hof schwärmte für Thérèsa. Die Fürstin Metternich sang ihr „Rien n'est sacré pour un Sapeur“ am Hofe, sie ward die Patti des Bierkrugs, die Feuilletons feierten sie, die pikantesten Autoren schrieben ihre Memoiren.

So ging es eine Zeit lang. Eines Abends war sie krank. Ihr Vortrag war matt und befriedigte das Publikum nicht. Das Auditorium ward unwillig.

Thérèsa sang ihren „Sapeur". Die Zuhörer zischten. Man wollte den Sapeur nicht mehr hören; man war seiner überdrüssig. Tobend verlangte man „la femme à barbe."

Und Theresa sang, das Publicum aber zischte sie aus und zerschlug die Biergläser. Theresa sammt ihrem Sapeur wurden in die Rumpelkammer geworfen.

Paris verlangt immer was Neues.

Soll ich noch von all den Anderen erzählen, die alle dasselbe Libellen-Leben geführt bis zur Cora, die sich den Hals am Theater brach, als sie den Cupido spielen wollte? Von allen denen, die da heute erscheinen, blenden und verschwinden und von denen das alte Lied sagt:

„Sa mère était une princesse,
Et son père un prince — Charmant,
Partis sans laisser leur adresse,
Comme deux héros de roman."

Dort drüben in jener Straße ist ein Tabacksladen, der mich gestern an ein Märchen aus meinem eignen Leben erinnerte und mir ganze Tage des Kopfzerbrechens verursachte. Jetzt habe ich den Schlüssel gefunden und wenn ich in Paris wäre, um traurige Betrachtungen anzustellen, so würde das geschehen sein.

Es werden jetzt wohl an die zehn Jahre her sein, als ich in Paris mir Mühe gab, die schönsten Dummheiten zu treiben, was bei einigem Talent und gutem Willen wohl jedem gelingen mag.

Ich wohnte damals in einem Hôtel der Rue Bergère, machte gleich am ersten Tage die Entdeckung, daß ich eine schöne Nachbarin habe und da sie mir nicht gleich gestatten

wollte, ihr meine Honneurs zu machen, so sandte ich ihr meine Karte durch das Schlüsselloch, weil der grade Weg immer der beste ist.

Am andern Morgen machte ich ihr en habit habillé meine Visite, suchte ihr mit allen Gründen der Liebenswürdigkeit auseinander zu setzen, wie interessant es sei, wenn wir in gewissen schönen Stunden des Tages die unsere beiden Zimmer trennende Thür öffneten, z. B. den Café gemeinschaftlich zu uns nähmen, etwa in meinem, dem größeren Zimmer, das dann als Salon dienen könne.

Dies erschien meiner Nachbarin einleuchtend, obgleich sie Anfangs Verschiedenes dagegen einzuwenden hatte. Sie pflichtete meiner Behauptung bei, daß sie sehr hübsch sei, sagte mir, sie sei aus Namur, sei erst seit drei Wochen in Paris und heiße Eleonore, was Alles ich ebenfalls sehr hübsch fand.

Am Abend kehrte ich mit meinem Freunde zurück, die Thür wurde geöffnet, Eleonore servirte den Café. So ging dies etwa vier Tage, ich befand mich in dieser Häuslichkeit vorzüglich; mein Freund, der ebenfalls in diesem Hôtel wohnte, schwieg ganz von seiner Absicht, sich außerhalb ein größeres Zimmer als das seinige zu miethen, und ich benutzte natürlich die Gelegenheit, ihr dann und wann einige scherzweise Liebeserklärungen mit den nöthigen Sprachfehlern zu machen, die sie dann berichtigte.

Nannte ich z. B. in der sprachlichen Uebereilung meines Herzens ihre Hand beau, so sagte sie, das heiße belle, nannte ich in derselben Flüchtigkeit ihren Fuß belle, so war dieser wieder beau und so fort. Kurz es war nicht möglich, ihr gegenüber richtig französisch zu sprechen. Ebenso fing ich an,

meiner Nachbarin zu schildern, wie schön es sei, wenn der Frühling komme und wir zusammen Ausflüge in das Bois und Gott weiß wohin sonst machen könnten, wenn wir den Café anstatt im Zimmer auf dem Balkon genießen könnten u. s. w.

Die Nachbarin aber war mir seit einigen Tagen schwermüthiger als sonst erschienen, sie wollte von meiner Frühlingsschwärmerei nicht recht hören, und meinte endlich, wenn dies meine Absicht sei, so müsse sie mir bemerken, daß dies sehr kostspielig sein würde.

„O ganz und gar nicht!" warf ich ein. — „Doch", meinte sie, „wenn sie hier wohnen solle, so werde sie viele und theure Bedürfnisse haben; eine Freundin in Paris sei sehr kostspielig."

Ich unterbrach sie, indem ich einen langen Blick auf ihre elegante Toilette warf. Die Concierge des Hôtels trat ein und übergab mir ein Schreiben, das der Briefträger gebracht, und einen Sou Bestellgeld kosten sollte. Während ich nach dem Sou suchte, verschwand meine Nachbarin Eleonore.

Ich hörte, sie sei ausgegangen. Aber sie war und blieb ausgegangen, denn acht Tage lang war es still im anstoßenden Zimmer. Die Thür war verschlossen. Ich fragte, ob sie ausgezogen sei. Nein. — Was sollte ich von meiner Nachbarin Eleonore denken? — —

Endlich nach acht Tagen hörte ich früh Morgens im Nebenzimmer Geräusch und Stimmen; ich glaubte die meiner Nachbarin zu erkennen. Bald aber ward es wieder still. Ich klopfte an die Thür, es war Niemand drinnen. „Schon wieder fort!" dachte ich ärgerlich. Inzwischen kam mein Freund herein, hinter ihm der Garçon, der den Café trug.

„Wo ist meine Nachbarin?“ fragte ich diesen. — „Déménagée!“ (d. h. ausgezogen). Heute Morgen um 8 Uhr hat ein Diener in Livree ihre Sachen abgeholt“. — „Und wohin ist sie gezogen?“ — „Das wissen wir nicht; sie hat dem Concierge unten einen freundlichen Gruß an Sie, Monsieur, aufgetragen.“ —

„Lenore fuhr um's Morgenroth“, brummte mein Freund, satyrisch lachend, vor sich hin. — „Sie haben gut lachen, denn Sie haben nichts verloren!“ rief ich, ebenfalls brummend. — „Es wird wohl die höchste Zeit sein, daß ich zu arbeiten anfange“, fuhr er fort, „helfen Sie mir heute ein Zimmer suchen.“

Vergebens suchte ich seitdem auf allen Promenaden nach meiner Nachbarin, vergebens bin ich auf die Vendome-Säule gestiegen, um nach einem strohgelben Hut auszuschauen; Leonore war verschwunden, ich verlor sie, während ich nach einem Sou suchte, könnte aber dafür dem Leser eine kleine Geschichte von großer Moral erzählen, wie sie in Paris, und zwar viel interessanter, die vier Wände jedes Zimmers erzählen könnten.

Manon Lescaut lebt noch immer, und jetzt mehr als je; wer weiß, welchen Chevalier meine Nachbarin gefunden, der ihre „großen Bedürfnisse“ bestreitet, und wo sie noch einen Abbé finden wird, der ihre Geschichte schreibt.

Drei Monate waren verstrichen, als ich eines Abends kurz vor Schluß des Theaters meine Loge verließ. Auf der zur Vorhalle des Theaters führenden Treppe eilte ich an einer in eine schwarze Kappe gehüllten Dame vorbei, die hier, sich vor dem Zuge des Portals schützend, auf die Rückkehr ihres Cavaliers zu warten schien. Flüchtig warf ich einen Blick unter die schwarze

Atlas-Kapuze. „Eléonore c'est vous!“ rief ich, mich in einem kühnen Satze die letzten Stufen hinab unterbrechend. Es war meine verlorene Nachbarin. „Ah, mon Allemand!“ antwortete sie mit einem verlegenen Lächeln und reichte mir den kleinen gelben Glacéhandschuh mit der Hand, die in demselben steckte.

Ich wollte mit ihr eine umständliche Conversation beginnen, denn außer dem in der Halle spazierenden Sergent de Ville war Niemand zugegen, sie aber blickte ängstlich um die Ecke der Treppe. „Infidèle, vous m'avez quitté sans adieu!“ rief ich in einer tragischen Anwandlung.

Sie wollte antworten. Da erschien ihr Cavalier mit sorgfältig gepflegtem Schnurrbart, reichte ihr den Arm, rückte vornehm den Hut, als Eleonore mir ein flüchtiges Adieu zurief, und verschwand.

Leonore verließ mich ums Morgenroth, ich sah sie wieder ums Abendroth und — —

Zehn Jahre waren jetzt verstrichen, als mich mein Weg in den erwähnten Tabacksladen führte. Dieses bleiche, müde und traurige Gesicht, das mir Cigarren verkaufte, ich mußte es kennen. Ich trat hinaus und durchblätterte alle die vergilbten Seiten der Erinnerung.

Tiens! Tiens! Es war Eleonore, die stolze, schöne Eleonore!

Am andern Tage trat ich wieder zu ihr. Ich sprach mit ihr; es kostete sie ersichtlich Mühe sich zu erinnern. Dann flog ein trübes Lächeln über ihre Züge. Sie reichte mir die abgezehrte Hand. „De graçe!“ sagte sie traurig. „N'en parlons plus!“

Sie hatte Recht. Wer wird auch von so alten Geschichten noch sprechen.

Eins der reizendsten Gavarni'schen Bilder stellt einen Mann in den besten Jahren dar, der vor dem Bildniß seiner einstigen Geliebten, seiner Laure (sprich l'or) dasteht. Es erinnert ihn an die schöne Zeit, da er noch étudiant und sie seine étudiante war.

„Laure est une chimaire!" seufzt er vor sich hin. Ja, sie ist eine Chimäre und er ist ein Mann von Amt und Würde. In Paris ist die Liebe immer nur eine Chimäre.

IV.

Das sauve qui peut der Pariser vor der Ausstellung. — Die rothen Bändchen und die Jagd nach den Millionen. — Die Savoyarden. — Die pariser Zeitungspresse. — Petit Journal und Figaro. — Die journalistischen Götter des Volks. — Causerie und blague. — Paris geht zum Diner. — Die Restaurants.

In Paris, lieber Leser, ist Plauderei eine Hauptsache, und nirgend wo plaudert es sich besser, als bei heiterem Wetter vor den Boulevards-Kaffeehäusern.

Du siehst so ziemlich die ganze Welt an dir vorüberziehen, du mußt sie nur zu erkennen wissen.

Es lebt in Paris eine Unzahl von geschäftslosen, vermögenden Menschen, welche die beneidenswerthe Aufgabe haben, ihr Dasein so angenehm wie möglich zu verbringen, und wer die nöthigen Mittel dazu hat, wird diesen Lebenszweck selbst bei der größten Talentlosigkeit kaum verfehlen. Es ist schwer, sich hier zu langweilen; beim ersten Schritt auf die Boulevards vergißt selbst der Misantrop seinen Lebensüberdruß.

Nirgendwo wird uns das Geld scheinbar so schmerzlos, mit so viel bonté und obligeance abgenommen wie hier. Es geschieht das immer mit so viel Höflichkeit, daß man nicht umhin kann, selbst in der größten Prellerei noch eine Gefälligkeit zu sehen. Du wirst innerlich den Besitzer des Magazins, bei welchem du kaufst, einen unverschämten Menschen nennen, aber

böse kannst du ihm nicht sein, denn er hat dir mit so viel Liebenswürdigkeit die Börse geleert.

Ich erinnere mich der Zeit vor der Industrie-Ausstellung von 1855. Damals war Paris so übermäßig theuer noch nicht; mit Beginn der Exposition aber erstiegen die Preise aller Bedürfnisse eine unglaubliche Höhe. Man polirte, vergoldete Alles, und das kostete Geld; man erwartete Tausende von Fremden, welche ernährt werden mußten, und das kostete wiederum Geld.

Die Preise, die einmal normirt worden, sinken in Friedenszeiten niemals auf ihre frühere bescheidene Stufe herab; sie steigen nur noch mehr, und zwei Industrie-Ausstellungen in einem Zeitraum von kaum mehr als zehn Jahren mußten also nothwendig die Theuerung aufs höchste treiben.

So steht es jetzt. Nicht nur die Fremden, auch der Pariser selbst leidet während der Exposition, und vielleicht am meisten durch diese Steigerung. Nicht Alle sind in der Lage, sich revanchiren zu können; es giebt eine Menge von bürgerlichen Existenzen, welche nicht im Stande sind, eine Erhöhung ihrer Einnahmen zu forciren; diese Unglücklichen sind also dem Fremden gegenüber, der wieder seines Weges gehen kann, im größten Nachtheil.

Was jetzt bei Beginn der Exposition Paris verlassen konnte, zog aufs Land; ganze Familien gaben ihre Wohnungen auf und zogen auf die Dörfer. Kaum aber sahen die biederen Landbewohner dieses sauve qui peut, als auch sie ihre Preise unverschämt in die Höhe schroben, und wenn man also sich nicht verrechnet hat, wenn der Strom der Fremden wirklich so bedeutend werden sollte, dürfte noch um Paris ein großartiges

Barackenlager zur Beherbergung der obdachlosen Familien errichtet werden.

Ich kenne verschiedene Garçons, achtbare Leute in günstigster Lebensstellung, die entrüstet über die Habsucht der Hauswirthe ihre Wohnung bereits aufgegeben haben, um bis zum Monat Juli, wo man in die Bäder reisen kann, bei ihren stabilen Freunden umher zu zigeunern.

Ist's doch schon bei Beginn der Ausstellung so weit gekommen, daß man den kleinsten Dachraum zum Zimmer umgewandelt, daß man den Raum für einen Kanarienvogel mit Geld erkaufen muß! Die Wirthe berechnen sich jeden Quadratzoll ihres Hauses, resp. ihrer Wohnung. Einstweilen wird derselbe noch mit Kupfer belegt, sobald aber die Exposition mehr in Schwung ist, wird man ihn mit Silber belegen und vermuthlich noch in den Zimmern Couchetten über einander wie in den Dampfschiffen anlegen. Ich kenne ja die Pariser!

In meinem Hause wohnt ein Kranker, der sich jeden Morgen in einer Portechaise ins Bad tragen läßt. Wenn es schlimm kommen sollte, reflectire ich für die Nächte auf diese Sänfte und bin überzeugt, daß es Leute giebt, die noch viel schlechter untergebracht werden als ich in diesem Falle.

Doch sprechen wir weiter vom Boulevard, da wir noch immer vor dem Café sitzen.

Man muß die Welt, die hier vorüber jagt, kennen, sie zu unterscheiden wissen. Wer in den Passirenden eben nur Menschen sieht, wird wenig Nutzen von seiner Beobachtung haben.

Du fragst, Leser: Warum muß jeder Vorübergehende, der einigermaßen anständig gekleidet, ein rothes Bändchen im Knopfloch tragen.

Warum trägt das Kameel einen Höcker, warum trägt das Maulthier lange Ohren? Weil sie eben Kameel oder Maulthier sind.

In Preußen trägt jeder, der ein gewisses Alter noch nicht erreicht, das Band der Feldzugsmedaille auf der Brust, weil er so lange genöthigt ist, ein Krieger zu sein. In Frankreich muß jeder anständige Mensch, wenn er eine gewisse Pose, eine Attitude in der Gesellschaft einnehmen will, bis zu einem gewissen Alter — etwa vierzig Jahre — den Orden der Ehrenlegion attrapirt haben, und selten mißlingt ihm das.

Hier ist Jeder auf der Jagd, entweder nach Orden oder nach Reichthümern, gewöhnlich nach Beidem. Der Himmel hat den Pariser mit dem Instinct eines Jagdhundes ausgerüstet; er versteht das Apportiren aus angeborenem Talent.

Ist man hier vierzig Jahre alt geworden, so darf man anfangen, grau zu werden, wenn nicht schon im dreißigsten Jahre das Kopfhaar davon gegangen, was keine Schande ist, denn für Leute von Geist ist es schwer, das Haar zu conserviren. Mit vierzig Jahren muß man eine bestimmte Anzahl von Francs als Rente erbeutet haben, einen Salon eröffnen können und eine politische oder gesellschaftliche Rolle spielen. Epiciers und dergleichen ziehen sich lieber aufs Land zurück, weil es ihnen an Geist und Bildung zu einer solchen Rolle fehlt.

Früher waren diese rothen Bänder noch viel mehr über Paris ausgestreut. Wenn man ein Knopfloch ohne dasselbe sah, so war nur Vergeßlichkeit die Ursache. Jeder schmückte sich die Brust mit diesem Bändchen oder er steckte wenigstens eine rothe Nelke in dieselbe, wenn gerade die Saison der Nelken war.

Dem Gouvernement erschien es endlich, als trieben sich mehr Ritter der Ehrenlegion in Paris umher als in dem großen Buche derselben verzeichnet standen. Man begann eine Treibjagd auf die falschen Bänder und legitimirte die Ritter ohne Furcht und Tadel. Indeß blieben ihrer noch immer sehr, sehr viele und täglich wurden neue ernannt.

Gleichzeitig stellte man auch ein Kesseltreiben auf die falschen Barone und Baroneſſen an, welche Paris überschwemmten.

Das ganze Quartier Bréda war von Vicomteſſen, Gräfinnen und Baroninnen bewohnt; an jeder Thür las man Baronne de, oder Vicomtesse de —. Sie hatten keine Ahnen, aber ihre Liebhaber reichten bis an den napoleoniſchen Thron. Auch das Adelsdiplom dieſer Herren war oft neu oder fraglich, es erschien ihnen daher angemeſſen, ſich ebenfalls mit einem ſolchen zu ſchmücken und ein ſtolzes Wappen auf die Thür ihrer Equipage malen zu laſſen.

So kam es, daß eine Unzahl von Baroninnen und Gräfinnen aus der Portierloge hervorgegangen waren.

Aber die Geburt iſt oft ſehr ungerecht. Wer ſie ſah, hätte nimmer geglaubt, daß ihre Wiege in irgend einer Manſarde geſtanden oder daß ſie als Kind in irgend einer ungeſunden Fabrik nun elende kupferne Sous gearbeitet. Sie ſelbſt corrigirten daher die Ungerechtigkeit des Schickſals. Der Geiſt adelt den Menſchen wahrhaftiger als alle papierne Diplome; ſie depenſirten des Jahres mehr als manche Fürſtin des Faubourg St. Germain; ſie ſtreuten das Gold mit vollen Händen aus, gaben ihren Bonnen Douceurs in Tauſend-Francs-Noten und thaten es jeder Nobleſſe zuvor.

Die Polizei hat niemals Sinn für Poeſie und Romantik.

Sie zerriß die Phantasie-Diplome und nöthigte die Gräfinnen, wieder einen obscuren Namen anzulegen.

Die Entrüstung über eine solche Gewaltthat war groß; die bestehende Regierung ward aber dadurch nicht gefährdet. —

Viele von diesen Männern mit dem rothen Bändchen, die da an uns vorüberstreifen, sind französische Offiziere. Sie gehen stets in Civil, sobald sie nicht im Dienst sind. Es kann dir passiren, daß du mit einem Colonel Billard spielst, ohne zu ahnen, daß der Mann, der die Elfenbeinkugel so geschickt zu dirigiren weiß, mit derselben ruhigen Miene im Kugelregen von Sebastopol, Magenta und Solferino gestanden hat.

Jene kleine Bande, die du da mit Miniatur-Harfen vorüberziehen siehst, jener kleine Murillo mit dem braunen schmutzigen Gesicht und den kleinen schwarzen Spitzbubenaugen, der zu dir herantritt und dir auf seiner Geige den »Baccio« vorspielt, es sind lauter Savoyarden, eine Landplage, die sich Paris annectirt hat.

Früher brachte man sie gern auf den Schub, wenn sie lästig wurden; seit der Annexion Savoyens sind sie Franzosen geworden und vollberechtigt wie jeder französische Bürger.

Es giebt ihrer seit dieser Annexion hunderte, ja wohl Tausende in Paris; man sieht sie Abends in allen Straßen mit ihren Harfen und Geigen umher ziehen, Knaben und Mädchen, und Plätze wie der der Opéra comique u. a. sind ihr ständiges Hauptquartier.

In einer so speculationsfähigen Zeit ist es nichts auffallendes, daß selbst diese kleinen savoyschen Heuschrecken der Gegenstand der Gewinnsucht geworden sind.

Eine Actiengesellschaft hat dieses Ungeziefer in Entreprise

genommen; die kleinen Savoyarden haben ihre Impresarien so gut wie die Patti, die Ristori und andre große Künstlerinnen. In der Rue Mouffelard oder in sonst einem obscuren Winkel der Stadt ist der Sitz dieser Actiengesellschaft, deren Mitglieder natürlich nicht gern in die Oeffentlichkeit treten, aber jährlich doch ihre 40% einstecken sollen.

Die unglücklichen Kleinen mit ihrer sorglosen Weltbürger-Physiognomie, die frühzeitig ihr Hungerland, die Heimath der Meerschweinchen, verlassen, man sieht es ihnen nicht an und sie selbst fühlen es kaum, wie elend ihre Existenz. Unbekümmert um eine Zukunft, die sie nicht haben, ziehen sie umher, bettelnd und musicirend. Da sie immer in Gesellschaft sind, treiben sie ihre Spiele, die Harfe auf der Schulter.

Kehren sie Abends nach Hause, so muß Jeder von ihnen eine bestimmte Anzahl von Sous abliefern. Bringt er sie nicht, so hat er sie vernascht und bekommt Schläge. Hat er keinen Appetit, so ist das ein Beweis, daß er seine Mehr-Einnahme vernascht und bekommt wieder Schläge, aber Schläge auf alle Fälle.

Ein richtiger Savoyarde macht sich indeß daraus nichts; die Gewohnheit kann ihm selbst eine Tracht Prügel lieb machen. Er ist glücklich, wenn er Morgens seine Harfe auf den Nacken nehmen kann, denn ihm gehört ganz Paris.

Enger wird es um uns her vor und in dem Café. Alles kommt, um ein Glas Absynth zu trinken und zum Diner seinen Appetit zu reizen.

Dort kommen die Arbeiter mit ganzen Zeitungsstößen auf

der Schulter. Sie gehen von einer Zeitungssäule zur andern und deponiren vor jeder eine bestimmte Anzahl von Exemplaren.

Das Journal du soir ist erschienen. Vor und in den Säulen beginnt das Falzen der Zeitungen; Alles was Hände hat, geht an die Arbeit. Alles was Zeitungen lesen will, tritt an die Säulen.

»La Liberté, La Presse!« tönt es von allen Seiten. Unter zehn Vorübergehenden siehst du acht die Nase in ihre Zeitung stecken. Im Café greift Alles nach dem Abendblatt.

Beneidenswerthes Land, in welchem die Zeitungspresse eine solche Gewalt auf das Volk übt!

Dank unserer genialen Stempel-Erfindung muß in Preußen ein Jeder sich zu Anfang des Quartals mit Zeitungslectüre für drei Monate versorgen, wenn er nicht in die Bierhäuser gehen will, um zu erfahren, was in der Welt vorgeht. Das Volk hat man mit Absicht gleichgültig gegen die Presse gemacht und kümmert sich wenig darum, wie viel Tausende man *mehr* beschäftigen und ernähren könnte, wenn man die Presse aus ihren Banden befreien wollte.

Es ist nichts leichter zu controliren als was auf der Straße passirt. Druckerschwärze ist kein Gift; man soll den Zeitungsverkauf auf den Straßen freigeben und die Regierungen mögen dann auch ihre *eigenen* Organe öffentlich debitiren lassen.

Allgemeines Stimmrecht und kein öffentlicher Zeitungshandel! Graf Bismark hat sich überzeugt, daß mit dem ersteren am besten regieren ist, warum ferner das andre vergönnen? Die Kleinstaaterei soll ein Ende haben, mag man auch einen Strich durch die gouvernementale Kleinstädterei ziehen.

Jenes Haus am Boulevard drüben, wo sich eben das Volk

zusammendrängt, giebt uns einen Beweis von dem kolossalen Vertriebe, den eine Zeitung gewinnen kann, wenn sie auf der Straße verkauft wird.

An dem offenen Fenster einer Buchhandlung, ähnlich dem eines süddeutschen Bäckerladens, entrollt sich eben ein großes Stück Leinewand. Mit großen Buchstaben steht darauf geschrieben: »le journal d'aujourdhui vient de paraître.«

Es ist das Petit journal mit einer Auflage von 250,000 Exemplaren!

Das Petit journal hat der großen Presse vor einigen Jahren einen empfindlichen Stoß gegeben. Die Politik ausschließend, war es vom Stempel befreit (jenem Stempel von 6 Centimes für jede Nummer, der beispielsweise dem Fisens von einem einzigen Pariser Journal jährlich eine Einnahme von anderthalb Millionen Francs bringt!), das Petit journal verkauft sich also für einen Sou täglich und wird verschlungen. Die Politik, die zumeist sehr nüchtern, gleichgültig und abgestanden, wird von dem Volke, das nur Unterhaltung sucht, gern entbehrt. Das Petit journal bringt täglich einen amüsanten Leitartikel über tausenderlei nicht politische Dinge von Thimothée Trimm, dann eine Menge von faits divers und endlich, o die Hauptsache! einen Roman von Ponson du Terrail oder ähnlichen Autoren, welche die französische Belletristik ungefähr dahin gebracht haben, wo die deutsche Literatur vor 30—40 Jahren mit ihrer berühmten Räuberroman-Fabrik in Nordhausen und Quedlinburg war.

Der Rocambole dieses berüchtigten Romanschreibers brachte das Journal auf dreimalhunderttausend Abonnenten! Unglaublich ist die Geschicklichkeit, mit welcher Autoren wie Ponson du

Terrail das Publikum an der Nase herumführen, es in athemlose Spannung zu versetzen wissen und zugleich die ganze französische Belletristik dahin gebracht haben, daß selbst der deutsche Magen sie nicht mehr verdauen mag.

Thimothée Trimm, der Feuilletonist des Petit journal, der täglich so lustig und witzig zu plaudern versteht, ist der Abgott des Volkes, Thimothée Trimm bezieht natürlich ungeheure Honorare für seine Mitwirkung an dem Blatt; das Volk hängt an den Namen seiner literarischen Idole, und so ist denn ein Blatt dieser Art gewöhnlich mit dem Augenblick vollständig ruinirt, in welchem einer dieser populären Schriftsteller demselben den Rücken wendet.

Ein anderes, nichtpolitisches Blatt ist der Figaro, unter der Leitung des geschicktesten literarischen Faiseurs, des Herrn v. Villemessant. Bis zum vorigen Jahre gab er das Evénement heraus, nachdem er den Figaro verkauft hatte. Als das Evénement unterdrückt wurde, kaufte er den inzwischen sehr herabgekommenen Figaro wieder zurück und verkauft von demselben jetzt täglich seine 50,000 Exemplare à 2 Sous.

Henri Rochefort und Albert Wolff sind seine beiden Haupt-Feuilletonisten, von denen Villemessant auf Grund seiner guten Geschäfte, Jedem alljährlich ein Honorar von etwa 25,000 Francs zahlen kann. Sie schreiben über Alles, was nicht politisch ist, d. h. was nicht unter den Stempel gehört, heute über die Todesstrafe, über Enthauptungen von Verbrechern und die Unsterblichkeit der Seele, morgen über die Wettrennen in Vincennes und über die Speisezettel der Figaro-Diners, welche Villemessant veranstaltet, und zwar mit einer Genauigkeit, einem

Saucen-Verständniß, die selbst Girardin, dem literarischen Gastrosophen, imponirt.

An Rochefort hangen Paris und die Provinzen; ein einziger Witz in seinem Feuilleton versetzt Alles in Schwärmerei. Ihn lieben die Millionaire, die Aristocratie, die Künstlerinnen und die Loretten. Es ist unglaublich, wie wohlfeil hier die Popularität, wie zündend ein einziges bon mot, das vielleicht schon im Meidinger steht, denn man muß wissen, daß dieser ehrwürdige, bei uns längst nicht mehr gewürdigte Veteran, die Quelle vieler sehr geistreicher Einfälle ist, welche Paris noch täglich bewundert.

Causerie und blague ist hier die Hauptsache. Wer mit Esprit zu blaguiren weiß, der hat unfehlbar sein Publikum.

Wüßtest du, lieber Leser, wie vergeblich ich schon seit Wochen auf der Jagd nach irgend einem wirklich lesenswerthen, neuen französischen Buche bin. Täglich stopfe ich mir in den Buchläden die Tasche voll neuer Literatur, setze mich zu Hause hin, schneide mit Anstrengung die Bogen des dicken, pappähnlichen Papiers auf und finde immer — dieselbe Blague.

Man kann sich darauf verlassen, daß hier stets die leichtesten Bücher auf dem dicksten Papier gedruckt werden. Jedes neue Buch flößte mir stets die höchste Achtung für die französischen Papierfabrikanten ein. —

Es ist sechs Uhr, die Stunde des Diners. Ganz Paris hat Hunger. In den Kaffeehäusern selbst wird ein Tisch für die Garçons und die ganze Bedienung gedeckt. Die Frau des Hauses steht an der Suppenschüssel und theilt die Assietten aus. Das Kaffeehaus ist leer.

Es ist Zeit, daß auch wir gehen.

Wohin? Drüben in der passage des princes ist der Peter'sche amerikanische Restaurant. Es ist eine große, in halb maurischem Styl erbaute Halle. Die Beleuchtung ist eine gedämpfte; Blumenvasen und Palmen schmücken den Saal, der boeuf salé wird auf einem beweglichen Gestell hin und hergefahren und den Bestellenden vor ihren Augen aus der großen Schüssel servirt. Er hat es gut, der boeuf salé; er läßt sich da gemüthlich spazieren fahren und uns bleibt er zwischen den Zähnen hängen.

Anstatt des Weines wird auch Bier servirt, je nach dem Belieben der Gäste, die beiderlei Geschlechts überall in den heimlichen Nischen oder an den Tischen in der Mitte sitzen. Die Loretten lieben das Local.

Man speist à la carte und nicht allzu theuer, aber nicht immer gut. In Paris kann es Einem leicht passiren, daß man sich vollständig gesättigt und in der nächsten Stunde schon wieder den erstaunlichsten Appetit verspürt.

Gewöhnlich tritt dies ein, wenn man sich verleiten läßt, bei den Restaurants prix fixe von 2 bis 5 Francs zu speisen, die den Wein mit in den festen Preis rechnen. Ißt man zu Zweien, so soll man stets einen Restaurant à la carte aufsuchen, bei dem man ebenfalls im Convert bestellen kann. Man läßt sich zu jeder Schüssel zwei Assietten geben, theilt dieselbe und speist so à volonté. Man wird dabei immer besser als bei den prix fixes fahren, selbst wenn man allein speist. Bist du fertig mit deinem Diner, so verlange die Addition und du wirst sie kaum theurer finden, als bei jenen gastronomischen Zauberern, die dir auf einer öffentlich an den Säulen oder vor den Häusern

ausgehängten carte du jour das unglaublichste für 2 bis 5 Francs versprechen. Vergiß aber ja nicht, 20 Centimes Douceur zu zahlen, wenn du auf Reputation hältst. Für 3¼ bis 4 Francs kann jeder bei jedem Restaurant à la carte ein vortreffliches Diner einnehmen.

Einer der besten unter diesen ist Desirée Beaurain am Boulevard Poissonnière. In seiner Nähe Brebant (früher Vachette) ist ebenfalls zu empfehlen, doch verdient der erstere für Fremde den Vorzug. Beide Häuser sind vom Parterre bis zum Dache mit hübschen Salons und Cabinets als Restaurant eingerichtet.

Eine recht solide, halb französische, halb deutsche Küche bietet der unter dem Namen »Mère Morel« bekannte Restaurant an der place Favart, hinter der komischen Oper. Derselbe wurde namentlich früher stark von Deutschen besucht. Die Bedienung ist in weiblichen Händen.

Noch eine andere echt deutsche Küche ist die des Restaurant Zöhls, eines Wieners in der Rue de Rougemont, dicht am Boulevard Poissonnière. Hier trifft man fast ausschließlich Deutsche und was besser ist: ein Glas Wiener Bier. Die Preise sind grade ebenso, wie in jedem mittleren französischen Restaurant, denn Geld zu nehmen, verstehen die Deutschen ebenso gut wie die Pariser.

Bei Zöhls findet man die ganze deutsche Musterkarte, alle Dialecte des ganzen römischen Reiches. Ein Franzose, der hierher ginge, um sich in der deutschen Sprache zu üben, würde ganz confus und niemals mit seinem Studium fertig werden, weil er sich auf der einen Seite mit einem Schweizer oder Schwarzwälder, auf der andren Seite mit einem Hamburger,

Mecklenburger oder Sachsen unterhalten müßte, die einander bekanntlich selbst kaum verstehen.

Die Zahl der Restaurants an den Boulevards und in deren Nähe ist natürlich Legion, doch rathe ich nur zu den genannten und warne namentlich vor den prix fixes des Palais Royal, wie verlockend auch ihre billigen Preise sind.

Wer in Paris nur einmal des Tages zu speisen beabsichtigt, der suche sich auch eine solide Küche. Zu allen andren Zeiten kommt es hier schon nicht darauf an, Katzen und Kaninchen als Hasenbraten zu serviren und das Pferdefleisch ist auch als boeuf schon auf manche Tafel getragen. Zu allen Zeiten macht der Pariser schon die Milch ohne die Kuh und den Wein ohne die Traube, jetzt zur Zeit der Exposition aber wird man in allen Vergiftungsarten auch die letzten Scrupel noch vergessen.

Willst du nur im Restaurant erster Klasse speisen, so geh' ins Maison dorée, ins Café de Foy, ins Café Riche oder ins Café Anglais am Boulevard des Italiens, oder zu den Frères Provençaux in Palais Royal. Man servirt dir dasselbe in den obengenannten, sehr eleganten Restaurants, es ist aber nicht mehr als billig, daß du diesen vornehmen Häusern alle die Bronzen, Spiegel und Gasflammen bezahlst, die sie um deines Comfort willen angeschafft. Willst du durchaus à prix fixe speisen, so geh zum Diner de Paris oder dem Diner du Rocher in der Passage Jouffroy oder zum Diner de Commerce in der Passage des Panoramas, die sich nur drei Francs bezahlen lassen. Willst du endlich eine ganz originelle Table d'hôte sehen, so geh zur Madame Sophie in der Rue du Mail, wo du ohne Damen ein steeple-chase-Diner, aber der vorzüg-

lichsten Art zu dem enorm wohlfeilen Preis von 1 Fr. 80 Cent. einnehmen kannst.

Du trittst dort in einen großen Saal; darin steht eine Reihe langer Tische, wenn mir recht ist, für je 16 Personen eingerichtet. Sobald sich diese Zahl um den Tisch gesammelt hat, wird die Suppe aufgetragen und herum gereicht. Dann kommt ein großer Ochsenbraten, der Vorschneider steht mit weißer Schürze und langem Messer inmitten der Tafel, schneidet die Stücke herunter und reicht sie umher. Dann kommt der Braten, das Gemüse, das Dessert und blickst du hinter deinen Stuhl, so steht schon Einer da, der darauf wartet, daß du gehst, und mit einer Miene, die beweist, daß er seinen Platz zu behaupten die Absicht hat.

Das Diner geht mit der Karbatsche; man hat kaum Zeit zu kauen und zu schlucken, denn es müssen bei dieser Schlangenfütterung so Viele als möglich abgespeist werden.

Als Fremder muß man dies Diner einmal mitmachen; man speist vortrefflich und billig, aber ohne Ruhe und Gemüthlichkeit. Mit seiner Torte oder einer Frucht in der Hand giebt man seinen Platz auf, um den Uebrigen Platz zu machen, die sich schon heißhungrig um den Tisch gesammelt haben, und verspeist sein Dessert auf der Treppe.

V.

Paris mit der Serviette. — Die Augen, Hände und Füße bei Tische. — Die Boulevards am Abend. — Die Fremden und die Irrlichter. — Clichy ruinirt. — Paris bei Nacht.

Die Stunde der Tafel ist dem Pariser die heiligste des ganzen Tages; ich sagte es schon vorhin.

Um sechs Uhr füllen sich alle Restaurants. Treten auch wir bei einem derselben ein. Ist es ein prix fixe, bezahlen wir gleich unser Couvert bei der dame du comtoir und erhalten dafür eine Marke, die uns zu so und so vielen Genüssen berechtigt und uns erlaubt, ein supplement zu nehmen, d. h. dem Kellner noch drauf zu zahlen, wenn wir über unsre drei oder vier Schüsseln hinaus noch Appetit verspüren.

Da sitzen sie in den größeren oder kleineren Salons um die Tische, die je für vier bis sechs Personen berechnet sind. Bitten wir höflichst um Erlaubniß, wenn schon andere Personen an dem Tisch sitzen, den wir uns ausgesucht. Um Gotteswillen aber vermeiden wir gewisse Tische, an welchen schon gewisse —

Schwarzes Augengefunkel auf allen Seiten; Feuer auf der ganzen Linie! Es sind die kleinen Biches, die kaum erst das müde Auge vom Traume geöffnet, Toilette gemacht und hierher geeilt sind, um gegen sechs Uhr Abend ihr Tagewerk mit dem Diner zu beginnen.

Vielleicht dämmerte schon der Morgen, als sie das matte

Haupt auf das Kissen legten. Es ist spät geworden im Café anglais oder bei Brebant in den so heimlichen und traulichen Cabinetten, in welchen man den süßesten Champagner getrunken und die süßesten Küsse dafür gespendet, und es ist so ermüdend das Küssen, das Lieben, das Schwelgen!

Man ist vielleicht auf die Tische gestiegen, um eine Quadrille zwischen den Assietten zu tanzen — man hat ein paar Spiegel zerschlagen im göttlichsten Uebermuth, man hat den Alfred, den Arthur so heftig, so leidenschaftlich an's Herz gedrückt — ach, das ist so angreifend, das erschlafft die Nerven, und heute muß man elenden, mit Wasser gemischten Macon trinken, an einer gewöhnlichen Tafel für 2½ Francs speisen, während man in der Nacht eine Addition von einigen hundert Franken verspeist, gar nicht gerechnet die Gläser und die Spiegel, die man zerschlagen.

»Alfrèd, je vous aime!« hat sie gestern in der Nacht mit einem ihrer Brillanten in den Spiegel gekritzelt (denn diese Spiegel, diese Zeugen so leidenschaftlicher Scenen sind fast alle mit den süßesten Geständnissen zerkratzt), heute hat sie's schon wieder vergessen und im Grunde war's schon vergessen, als die Rechnung bezahlt, also noch ehe der Champagner-Rausch verschwunden war.

Da sitzt sie mit den schwarzen, großen Augen und dem leichtsinnigen Herzen. Sie winkt ihren Nachbarinnen zu; es ist ein Blick des Einverständnisses, ein Freimaurerzeichen, das nicht Jeder versteht, denn es sitzen scheinbar vornehme Fremde an den verschiedenen Tischen, Fremde, die so gleichgültig über die Speisekarte hinweg blicken, während sie auf allen Seiten von feurigen Blicken umzingelt sind.

Indeß diese Unglücklichen werden ihrem Schicksal nicht entgehen. Es werden noch andere Biche's kommen und aus Mangel an Raum an ihrem Tische Platz nehmen. Sie werden eine graziöse Unterhaltung mit diesen Fremden unter irgend einem bei Tafel leicht gefundenen Vorwand einfädeln und es ist hundert gegen eins zu wetten, daß sie heute Abend im Café anglais in einem der verschwiegenen kleinen Cabinets zusammen sitzen.

Sie sind so artig, so zuvorkommend, so sanft, und so d-o-u-z-e, diese kleine Pariserinnen mit den Alabasterhändchen und dem Mignon-Füßchen, das unter dem Tisch so unruhig ist und sich so leicht auf die Fußspitze des vis-à-vis verirrt. Ihre Sprache ist so obligirend, so anziehend und fesselnd; sie haben ihre ganz besonderen Blicke für die Fremden, halb Mitleid und Barmherzigkeit für ihre Verlassenheit, halb berauschenden Champagner-Durst verrathend. Sie sind so bereitwillig — dem Fremden die Speisekarte zu erklären, zu vermitteln, wenn der Kellner durchaus sich mit dem Fremden nicht verständigen kann — kurz, es ist nichts gefährlicher als diese Tisch-Nachbarschaft und es gehört schon eine gewisse Unerschrockenheit und Sicherheit dazu, sich gefahrlos durch dieses von Austerbänken und Trüffelschüsseln garnirte Fahrwasser hindurch zu winden.

Um 7 Uhr sind alle Speisesäle gefüllt. Um halb acht Uhr bricht Alles auf, was die Theater sucht. Was vom Restaurant zum Kaffeehause geht, bleibt bis acht Uhr und um diese Zeit füllen sich die Boulevards wieder.

Ein dunkler Strom wälzt sich bis gegen Mitternacht über die von den Gasflammen der Magazine und Kaffeehäuser er-

hellten Trottoirs; es ist die große abendliche Promenade. Vor den Cafés und in denselben sitzt Alles, um seinen Mocca und allenfalls sein petit verre de Cognac zu nehmen.

Arm in Arm flanirt der Pariser über die Boulevards, durch die glänzend beleuchteten Passagen. Alle Magazine sind bis in die Nacht hinein geöffnet.

Die Abendbörse ist geschlossen. Man erzählt sich Cancans, spricht von Bismarck, Thiers, Olivier und Granier de Cassagnac und verliert sich dann in das Casino, in's Eldorado, in's Alcassar oder in irgend ein anderes der vielen Café-concerts.

Den Elfen gleich, hüpft die Pariserin durch den schwarzen Strom der Promenirenden. Ueberall, wohin wir blicken, schwirren die Leuchtkäfer, diese Irrlichter dunkler Augen an uns vorüber und wie die Mücken vom Licht sind auch sie von den glänzenden Ausstellungen der Mode-Schaufenster bald hier, bald dort gebannt.

Oh, que c'est beau! Dieser Cachemir-Châle, dieser reizende Paletot, würdig einer Fee; dieses kokette Hütchen, dieses Meer von Brillanten! Da liegen sie müßig im Schaufenster, und es ist doch Frühjahr! Man braucht neue Roben, neue Hüte, und die Fremden, die doch nur hierher gekommen, um ihr Geld los zu werden, sie gehen so gleichgültig an allen diesen schönen Sachen vorüber, die doch niemand so graziös zu tragen versteht wie die Pariserin!

Ach, diese Fremden! Da gehen sie gelangweilt, gähnend und ermüdet vom Umherstreifen, über das Trottoir. Sie reden eine Sprache, die kein Pariser versteht, barbarische Idiome, die so rauh und unschön klingen; sie sprechen, wenn sie nicht umhin können, ein Französisch, daß es eine Schande ist. Wie wohl

thäten sie, die Bekanntschaft eines dieser reizenden elfenfüßigen Kinder zu machen, mit ihren blonden Augen couleur de bouteille aus den schwarzen Blicken der Pariserin den schönsten Sprachunterricht zu lesen!

Gäbe es schönere und interessantere Führer als sie, diese Fremden mit all' den Wundern und Gloiren der Stadt Paris bekannt zu machen, sie in die Restaurants, in die Theater, ins Bois und wo es sonst schön ist, zu führen?

Gäbe es eine bessere Schule für sie, feine Sitten, pariser Lebensart zu lernen? Und hat sich denn schon irgend Einer darüber beklagen können, daß die Pariserin ihren russischen Bären, ihren spleenigen Engländer, ihren querköpfigen Deutschen nicht mit schwesterlicher Aufopferung, mit unübertrefflicher Hingebung behandelt?

O nein, sie ist entzückend, die Pariserin mit ihrer sprudelnden Laune, mit ihrem ewigen Lächeln, ihrer queckfilbrigen Lustigkeit, aber Geld kostet sie, Geld und immer wieder Geld! Blickt sie in dein Auge, sie sucht darin nur dein Portemonnaie, forscht sie in deinem Herzen, so findet sie bestimmt darin nur deine Brieftasche!

Die Liebe ist in Paris nur ein Geschäft wie jedes andere. Jeder Kuß, jeder Händedruck ist eine Waare, für die man Toilette eintauscht. Das schönste Mädchen von der Welt giebt nicht mehr als sie hat, hier in Paris aber ist es Mode, noch mehr dafür zu geben als man hat und Tausende sind dafür schon nach Clichy ins Schuldgefängniß gegangen.

Daß man dieses letztere jetzt auch demolirt, daß man die Schuldhaft beseitigt, wird der Liebe in Paris keinen Vortheil schaffen. Es wird zwar immer noch leichtsinnige Söhne geben,

die sich um eines trügerischen Weibsbildes willen ins Elend stürzen, aber nicht mehr so viel leichtsinnige Darleiher, die ihre Clienten nach Clichy ins Correctionshaus senden.

Und doch ist es vorgekommen, daß die Pariserin ihren Geliebten, wenn sie ihn nach Clichy gebracht, dort noch theilnehmend besucht hat — zuverläßig aber hat sie inzwischen schon einen Andern gefunden, den sie ebenfalls dahin zu spediren schon im Begriff ist.

Der Abend schreitet vor. Die Nacht kommt und immer noch schwärmt es auf den Boulevards hin und her, immer noch hüpfen dieselben Irrlichter zwischen dem dunklen Strom dahin. Es giebt ihrer ja so viele!

Es wird eilf, es wird zwölf Uhr.

Die Theater-Vorstellungen sind zu Ende, aber die Polizeistunde hat geschlagen.

Die Restaurants löschen ihre Lichter, die Passagen werden dunkel und schließen ihre schweren eisernen Gitter. In den Kaffeehäusern wird es dunkel, nur vereinzelt sitzen noch einige Gäste, die allmälig verschwinden.

Endlich liegt der ganze Boulevard im Halbdunkel da. Nur die Laternen der Straße erhellen die Trottoirs.

Paris geht verhältnißmäßig früh zu Bette. Die Polizei will es so. Um ein Uhr ist Alles todt; die Zuschauer der Theater eilen über die Boulevards nach Hause.

Paris schläft.

Nur in einzelnen Restaurants erster und zweiter Klasse, bei Brebant, Desiré, im Café anglais ꝛc. fängt ein neuer Turnus an.

Die Welt des Leichtsinns beginnt ihre kleinen Feste in den Cabinets und den kleinen Salons. Die Austern öffnen sich, der Champagner schäumt seine Perlen. Trunkne, lustige Stimmen singen zwischen den Tapeten der Cabinets ihre Zigeuner-Lieder, denn es ist die höhere Bohême, die hier ihre Orgien feiert.

Decken wir den Schleier darüber. Spiegel, Gläser und Teller werden zerschlagen, Küsse gewechselt; es geht oft wild, sehr wild zu, und zur Carnevals-Zeit kann wohl passiren, was uns das Journal amusant in einem seiner Bilder schilderte: Der Garçon kommt mit einem kleinen reizenden, betrunkenen Debardeur in seidenen Höschen auf dem Arm zum Wirth und sagt: „Herr Patron, die Herren in Nr. 7 haben ihre Dame vergessen; ich habe sie eben beim Auskehren gefunden."

Gehen auch wir jetzt nach Hause.

Die Boulevards sind still. Nur vereinzelt ziehen Gruppen an uns vorüber, nur vereinzelt noch jagen die Fiaker und Equipagen in der Mitte der Boulevards.

Da plötzlich kommt ein dunkles riesiges Ungeheuer mit feurigem Rachen uns entgegen geschnaubt, das lärmend seinen schwarzen Athem in die Luft bläst.

Es ist die Locomotive, die schwere Arbeitsmaschine, mit welcher man in der Nacht die kleinen Chausseesteine, den sogenannten „Fuhrmannszucker" zermalmt, welchen man bei Tage auf die breite Mac-Adam-Straße geschüttet.

Alles zerquetschend, fährt sie die Boulevards hin und zurück und die Straße, die heute durch tausende von Wagen zerfahren, morgen früh ist sie wieder glatt wie ein Tanzsaal.

Paris schläft. Nur die Chiffonniers, die Lumpensammler

beginnen mit der Hotte auf dem Nacken, der Laterne und der Hand, ihr einsames nächtliches Werk.

Die Geschichte von Paris erzählt uns, daß sie schon zerbrochene Throne und zerrissene Verfassungen unter dem Kehricht gefunden, aber weder die dramatischen Dichter von Paris, die den Lumpensammler schon so oft verherrlicht, noch Ponson du Terrail, der fruchtbare Romantiker, erzählen uns, daß sie die schiffbrüchigen Reste von Tugend und Ehrlichkeit gefunden, die hier schon in der Wiege zu Grunde gehen.

VI.

Die maisons meublées und die hôtels garnis. — Die Wittwen der table d'hôte. — Monsieur le Concierge. — Die Fahrt ins Bois. — Die Madeleine und der Eintrachtsplatz. — Die Champs élysées. — Die napoleonische Gesellschaft. — Die leichte Kavallerie der Biches.

Wer in Paris auf die maisons meublées angewiesen ist — und dies sind so ziemlich alle Fremden, wenn sie längere Zeit hier verweilen — den trifft das Loos, gewissermaßen in eine Kommode zu kriechen.

Es ist unglaublich, mit welcher Oekonomie der Pariser aus einem Raum, den wir für ein Zimmer leidlich ausreichend halten würden, ein ganzes Apartement, d. h. eine Wohnung von mehreren Piecen zu machen im Stande ist.

Eine Tapetenwand kreuz, eine andere quer, einen Verschlag vor diesen und eine Thür vor jenem Winkel, so schafft man hier wie mit Zauberei eine Wohnung von Zimmer, Schlafgemach, Küche, Speisekammer und was dazu gehört. Sie verstehen hier die Mathematik des Geldeinnehmens und sind darin von einer ganz unglaublichen Erfindungsgabe.

Eine solche Kommode, lieber Leser, bezahlst du monatlich mit 75 bis 150 Francs, je nachdem sie eine bis ein halbes Dutzend Treppen hoch gelegen und je nachdem die Gegend und das Meublement beschaffen ist.

Wer in Paris möblirte Zimmer sucht, der blicke nur nach den gelben Zetteln; die weißen erwarten, daß der Suchende „in seinen eigenen Möbeln" ist. Steht auf dem Zettel »belle Chambre« oder gar »ornée de glaces«, so kann man auf einen sehr anständigen Preis gefaßt sein; indeß erspart der Concierge sich selbst und dem Fremden gern das Treppensteigen, indem er den letzteren schon unten auf Alles vorbereitet, was oben seiner wartet.

In den hôtels garnis und in manchen maisons meublées ist auch table d'hôte, welcher die Wirthin präsidirt. An diesen tables d'hôtes ist so Manchem schon so Manches passirt. Alleinstehende Damen lieben gerade diese Häuser; die Tafel giebt stets Gelegenheit zu Bekanntschaften und selten fehlen an derselben junge Wittwen mit bleichen entsagungsreichen Gesichtern, schmachtenden Blicken und einer Lebensgeschichte, die sie in einem Roman von Paul Féval oder Ponson du Terrail gelesen, deren Erzählung aber auf unerfahrene Gemüther selten ihren Eindruck verfehlt.

La veuve du Colonel ist in diesen Häusern eine fast unentbehrliche Figur und damit bezeichnete man bisher die angebliche Wittwe irgend eines in Afrika, in der Krimm, oder in Italien gefallenen Offiziers.

Neuerdings sind die mexikanischen Wittwen sehr en vogue. In welchem Kriege aber auch dieser heiß beweinte Gatte, der niemals existirt hat, gestorben sein mag, la veuve du Colonel ist eine fast unentbehrliche Illustration der Tafel.

Gewöhnlich ist sie außerordentlich liebenswürdig, mittheilsam und mitfühlend, denn das Unglück macht ja weich. Sie zeigt namentlich dem Fremden großes Interesse, denn er ist ja auch

allein wie sie, die Arme! Sie servirt den Kaffee, den Thee mit unübertrefflicher Grazie, hat alle kleinen Nachlässigkeiten und Zufälligkeiten der Toilette, die ihre Reize in das beste Licht setzen können, sorgfältig studirt, läßt sich ins Theater und ins Bois führen und ist eine gute Gesellschafterin, une bonne amie.

Oft genug hat man indeß schon die Entdeckung gemacht, daß man ihre Freundschaft zu theuer bezahlt.

Der wichtigste Mann im Hause, bis hinauf zum Palais der aristocratischen Faubourgs, ist stets der Concierge, mit dem auf freundschaftlichem Fuße zu leben eine unerläßliche Nothwendigkeit ist.

Mit Monsieur le Concierge und Madame la Concierge becomplimentirt man sich den ganzen Tag hindurch, so oft man an ihrer Loge vorüberkommt, so oft man genöthigt ist, in diese einzutreten, um seinen Schlüssel abzugeben oder zu holen, oder so oft er in der Wohnung des Miethers zu thun hat.

Der Concierge empfängt die Briefe und die Besuche; er legt die Porti aus, weiß wen man gern bei sich sieht und wen nicht, weiß zu welcher Stunde man zu Hause ist, wann man unbesucht sein will und in welchem Kaffeehause man zu treffen ist.

Er weiß, welchen Umgang wir haben und weiß aber auch sehr bald, was er von uns zu halten hat. Da er Menschenkenntniß besitzt, so taxirt er uns sehr genau und es ist immer rathsam, eine gewisse Pose gegen ihn zu beobachten, denn Pose ist Alles in Paris. Hier „posirt" Jeder, und Jedermann gewinnt darin eine gewisse Geschicklichkeit.

Da der Concierge der Spion des Hauses, so ist es immer politisch, ihn nicht weiter in uns hinein blicken zu lassen, als

er aus den Adressen und Handschriften unsrer Briefe und den Garderoben unsrer Bekannten schon zu erkennen gewohnt ist.

Uebrigens ist niemand besser im Stande, unsern ganzen Lebenswandel zu beurtheilen, als gerade der Concierge. Er weiß, wann wir aufstehen und wann wir zu Bette gehen; er empfängt meist die Miethszahlungen und er ist es auch, der die Wohnungen vermiethet, und da er dieserhalb schon von Jedermann im Hause sehr respectvoll behandelt wird, ist es immer gut, mit ihm auf dem freundlichsten Complimentirfuß zu bleiben.

Der Pariser, wenn er Garçon ist, pflegt sein Frühstück im Kaffeehause zu nehmen, indeß besorgt es ebenso gut auf Verlangen die Wirthin oder der Concierge.

Wer nicht Geschäftsmann ist, fühlt vor zehn Uhr kaum das Bedürfniß nach seinem Kaffee. Zwischen zwölf und zwei Uhr ist die Zeit des eigentlichen Dejeuners, das uns in jedem Kaffeehause servirt wird. Nachmittags, zwischen 3 und 6 Uhr fährt man am liebsten ins Bois, zu welcher Promenade man einen Fiacre, sei er auf dem Boulevard oder an bestimmten Straßenecken, nimmt und zwar à l'heure, auf die Stunde. Der Kutscher händigt seinem Fahrgast eine Karte ein, auf welcher die Taxe steht.

Für gewöhnliche Course zahlt man den einspännigen Fiakern, deren Nummer mit gelber Farbe verzeichnet ist, 1 Franc 50 Cent., denen mit rothen Nummern 1 Franc 80 Cent., auf welche Unterscheidung ich zu achten bitte. Ein Douceur von einigen Sous darf natürlich nicht fehlen.

Bei Wettrennen und andern besondern Gelegenheiten giebt es kaum unverschämtere Patrone als die pariser Fiaker. Am

Sonntage unter solchen Umständen 25 Francs für eine Stunde im Bois zu verlangen, ist diesen Kutschern sehr geläufig. Der Wiener Fiaker könnte bei dem Pariser noch in die Schule gehen.

Hier im Bois, lieber Leser, findest du bei schönem Wetter Alles, was Paris an Eleganz, Aristocratie und vergoldeter Liederlichkeit besitzt.

Schon in den Champs élysées siehst du die glänzendsten Equipagen, von Fiakern und kleinen Cavalcaden durchmischt, hin und her jagen, während zu beiden Seiten die Spaziergänger sich bewegen oder auf den je für einige Sous vermietheten Stühlen gruppenweise sich unterhalten.

Alles was glänzt oder glänzen will, eilt um diese Stunde ins Bois. Selbstbewußt in den offenen Wagen zurückgelehnt, sieht man die Aristocratie der Geburt und des Geldes, die Diplomaten und die Bureaukraten dahin rollen; auch der Kaiser liebt es, sich bei schönem Wetter zu zeigen und sein müdes, stets halb geschlossenes Auge rechts und links über die bunte Menge hingleiten lassen.

Je nachdem die Stimmung ist, hört man wohl ein »Vive l'empereur!", sieht man die Vorüberfahrenden ihre Hüte vor ihm ziehen, indeß passirte es während der letzten Zeit, d. h. während der Luxemburger Frage, sehr oft, daß man von der kaiserlichen Equipage absichtlich wenig Notiz nahm; denn Paris grollte, Paris glaubte sich in seiner ersten politischen Rolle als peuple civilisateur beeinträchtigt.

Es erschien dem Pariser unerhört, daß ein Mann wie Bismark es wage, eine solche Sprache gegen Frankreich zu führen, ohne daß sofort die Regimenter an den Rhein mar-

schirten, um unter diesen anmaßenden Deutschen ein fürchterliches Blutbad anzurichten und in Berlin den Frieden zu dictiren, und doch mußte man gute Miene machen gegen die Fremden, die man doch einmal hierher geladen, um ihnen ihr Geld abzunehmen.

Fahren auch wir vom Boulevard ins Bois.

Zahllos sind die Equipagen, die Fiaker und die Omnibus, welche an uns vorüberjagen, denn die Stunde hat geschlagen, die Alles hinauf ruft.

Dort rechts die kleine elegante Kirche, einem griechischen Tempel ähnlich, ist die bekannte Madeleine, 1764 im Bau begonnen, aber erst 1832 beendet; es ist ihr also recht sauer geworden, fertig zu werden. Lablache sang dort mit seiner ungeheuren Baßstimme. Ihr Inneres zeigt in seinen Sculpturen und Malereien, daß sie dem Cultus der Magdalene gewidmet. Aber die Magdalenen büßen hier niemals, sie sündigen so lange sie können, machen inzwischen dem lieben Gott viel Wind vor und gehen endlich ins maison de santé, um dort in aller Eile und Stille zu sterben.

Die heilige Magdalena ist die Schutzgöttin aller Pariserinnen, aber ich zweifle, daß sie sich beiderseitig jemals verstanden haben. Sie meinen Alle, weil sie viel geliebt wie jene, werde auch ihnen viel vergeben werden. Sie kommen meist in stolzen Equipagen gefahren, treten mit demüthigem Haupte in die Kirche, erkaufen sich die ewige Seligkeit mit dem großen Silberstück, das sie in den Beutel der Quêtense werfen und fahren von hier direct in die elysäischen Felder.

Diese Kirche ist mir zu vornehm, man hat mit ihr dem lieben Gott einen Salon, aber keinen Tempel gebaut. Als

ich sie zuletzt betrat, mochte irgend ein Heiligentag gefeiert werden, man hatte den Eingang von außen mit fürstlich vergoldeten Purpur-Sammet bekleidet, zwei Goldengel hielten in ihren Händen das: venite, adoremus, die Kirche war gefüllt, Magdalene strahlte in überirdischem Kerzenglanz, auf der Kanzel stand der Priester, er rang und ballte die Hände, während er predigte; er schrie, daß es den armen neben mir knieenden Nonnen durch alle Glieder schauderte; Viele weinten und schlugen die Augen zu Boden; ich aber verstand kein Wort von all Dem, was der Priester sagte; ich wußte nur, daß dies nicht die Sprache sei, in welcher man im Namen Gottes zu mir reden soll.

Vom Boulevard de la Madeleine führt die kleine Rue Royale sofort auf einen der Glanzpunkte von ganz Paris, auf die Place de la concorde, den Eintrachtsplatz. Von hier schreitet man links auf die Tuilerien, durch diese auf die Place du carousel, und von da in den mit den Tuilerien verwachsenen Louvre. Eine herrliche Promenade von den Tuilerien durch den Garten derselben, über den Eintrachtsplatz in die elysäischen Felder.

Dieser schönste und scheinheiligste aller Plätze Europa's, der Eintrachtsplatz, sieht so glatt und feierlich aus, als habe er seit seiner Entstehung dieses elegante Festkleid getragen, und dennoch hat er zu jeder Episode französischer Geschichte seinen Schauplatz geliefert. Die Seine, der Tuileriengarten und die Paläste der ehemaligen Gardemeuble umschließen ihn. 1754 bis 1763 angelegt, wurde zuerst die Reiterstatue Ludwigs XV. hier aufgestellt. Ludwig XVI. ward durch sein Feuerwerk, das bei seiner Vermählung mit Marie Antoinette hier stattfand,

Schuld an dem Tode von 4000 Menschen, die auf dem Platze im Gedränge umkamen. Die Revolution riß die Statue Ludwigs nieder, sie stellte die der Freiheit und die Guillotine hier auf, und mordete auf diesem Platze Ludwig XVI., Marie Antoinette, Charlotte Corday, die Girondisten, die Dantonisten u. A. — Napoleon gab dem Revolutionsplatze den Namen Eintrachtsplatz, die Alliirten, welche hier ihr Tedeum feierten, nannten ihn wieder den Platz Ludwigs XV. 1830 hieß er wieder Eintrachtsplatz, und seit 1836 steht an der Stelle Ludwigs der Obelisk von Luxor, ein Geschenk Mehmed Ali's, von 73 Fuß Höhe. Wer die räthselhaften vergoldeten Figuren auf dem 27 Fuß hohen Granitfuß anschaut, wisse, daß diese die Maschinen darstellen, mit welchen der Obelisk herbeitransportirt wurde. Zwei Springbrunnen erheben sich zu beiden Seiten des Obelisk, die acht Bildsäulen rings umher stellen die acht größten Provinzialstädte Frankreichs vor.

Aber der Eintrachtsplatz hat auch seine noch ganz frischen Erinnerungen, und der Obelisk hat etwas gesehen, was wenige mit ansahen, nämlich den stillen Abschied eines unglücklichen Mannes von Paris und seinem Frankreich: am 24. Februar 1848 bestieg hier am Fuße des Obelisk ein schlichter alter Herr ein ebenso schlichtes Kabriolet, und dieser Mann war Ludwig Philipp, bis dahin König der Franzosen, Vater und Gerant der geschäftemachenden Bourgeoisie.

So schrieb ich in einem früheren Buche über Paris und wiederhole dies hier.

Hinter dem Concordienplatz erscheinen die Champs élysées. Hin und her rollt es auf dem breiten Mac-Adam, hin und her wogt es namentlich auf der rechten Seite. Die Blinden musi-

ciren und betteln, die Puppentheater annonciren und exerciren ihre Vorstellungen unter freiem Himmel; die Savoyarden klimpern als Theater-Orchester auf ihren Harfen und auf den Stühlen sitzt das Publikum der Ammen, Bonnen und Kinder, um dem Drama zuzuschauen.

Ein Pavillon neben dem Andern bietet dem Spaziergänger seine Erfrischungen, ein Café-chantant neben dem andern verkündet auf großen hölzernen Tafeln seine abendlichen Conzerte.

Immer wilder rollt es über die Straßen, vorbei an dem alten Palais de l'industrie, der die frühere Weltausstellung beherbergte und jetzt namentlich zu Bilder-Ausstellungen benutzt wird.

Speculanten hatten die Idee, das Palais für die Zeit der gegenwärtigen Exposition zu miethen und ein großartiges Karavanserai für die Fremden daraus zu machen; indeß ward ihre Offerte refusirt.

Vor uns erhebt sich der Arc de triomphe, ein Monument napoleonischer Größe, an der Place de l'Etoile, 1806 begonnen, 1836 vollendet. Alle Napoleonischen Großthaten sind an diesem 152 Fuß hohen Bogen verherrlicht; eine Treppe von 120 Stufen führt auf seine Plattform und bietet eine herrliche Aussicht über Paris und seine Umgebung.

Zwölf Boulevards führen seit den baulichen Veränderungen des Jahres 1854 von diesem Platz nach allen Richtungen. Hinter dem Triumphbogen führt die Avenue de l'Impératrice in das Bois de Boulogne, einst eine Wildniß, in der man um der ersten besten Lorette willen ein paar Kugeln zu wechseln pflegte, um dann verhöhnt ins maison dorée, ins café anglais oder zu den frères provençeaux zu fahren und ein Poulet zu speisen.

Andere suchten das Bois auf, um sich an irgend einen Baum zu hängen, nachdem sie eine halbe Million vergeudet, wenn sie nicht das Wasser der Seine vorzogen. Ein Fremder konnte verirren in den wüsten Gängen.

Franz I. ließ diesen Wald mit einer Mauer umgeben, um sein Wild darin zu hegen, und erbaute darin sein Schlößchen „Madrid"; Karl IX. ließ seine „Muette" darin aufführen. In beiden Schlößchen ist es liederlich zugegangen, doch schweigen wir darüber. Napoleon I. that viel für das Gehölz, hatte aber keine Freude davon, da die Verbündeten in den Jahren 1814 und 15 hier ihre Bivuaks aufschlugen und Alles wieder zerstörten. Was nach ihnen Ludwig XVIII. that, ruinirte die Juli-Revolution wieder und so konnte das Bois zu keiner anständigen Toilette gelangen.

Napoleon III. übergab endlich das Bois der Stadt, die es mit Aufwand von 2 Millionen verschönern mußte, und so ward denn ein Feengarten aus dem verrufenen und verwilderten Gehölz. Zuerst entstand der Pré Catelan mit den reizendsten Avenuen und Park-Anlagen; die beiden Seen mit ihren Cascaden wurden angelegt, Châlets und Pavillons wurden geschaffen, der Jardin d'acclimatisation angelegt und das Ganze zu einem Zaubergarten umgeschaffen, wie ihn die Welt nicht noch einmal aufweist.

Ich habe hier keinen Raum für umständliche topographische Mittheilungen. Der Leser wird sich leicht zurecht finden, wenn er seinem Kutscher die Führung überläßt. Mich interessirt mehr die Welt, welche das Bois zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags sucht.

Jener Mann, der mit so ernster, selbstbewußter Miene am

Ufer des Sees vorüber fährt, ist einer der Vertrauten Napoleons; jener Andre dort, der so herablassend grüßt, ist ebenfalls ein Mann des neuen Kaiserreichs, und der dort, und der Andere da und alle die Uebrigen, sie sind meist Kinder der neuen napoleonischen Epoche. Sie waren einst gar nichts, jetzt sind sie Alles.

Jene vornehme Familie in der glänzenden Equipage mit dem stolzen Wappen an derselben trägt einen der bekanntesten Namen der neueren Zeit. Sie besitzt Millionen, Schlösser und Landgüter. Vor zwanzig Jahren noch war das Haupt dieser Familie ein obscurer Advokatenschreiber, ein Commis irgend eines Bankiers, ein ganz unbedeutender Beamter. Aber er hat es verstanden, sich zu „lanciren".

Jener Minister, der dort hinfährt, jener General, jener Börsenmann — du würdest die Hände zusammen schlagen, Leser, wenn ich dir die Geschichte ihrer Erfolge mittheilte!

Die ganze Gesellschaft ist von neuem Datum, aber sie hat unfehlbar ihre Verdienste um das neue Kaiserreich und spricht nicht gern vom 2. Dezember.

In Paris ist jetzt nämlich Geld, viel Geld, mehr Geld als jemals, dafür aber selbstverständlich weniger Ehr' und Redlichkeit als je. Die Bronce der französischen Geschichte lebt noch immer grollend in ihren Schlössern oder in der Verbannung; hier ist nur Vergoldung.

Eine Bewegung entsteht in der ganzen Reihe der Equipagen, die sich in den schönen Avenuen dahin ziehen. Die Gesichter unter den hohen Bärenmützen, welche die Ordnung aufrecht erhalten, zeigen plötzliche Spannung, die Reiter setzen sich stolzer in ihre Sättel.

Der Kaiser und die Kaiserin kommen. Alles ist in Aufregung.

Da kommt eine schlichte Equipage, à la Daumont geführt. Des Kaisers gelbes und müdes Gesicht, das lächelnde, liebenswürdige Antlitz der Kaiserin sind der Zielpunkt Aller Augen.

Die Cavalcaden machen Front, die Equipagen halten an. Das Kaiserpaar fährt vorüber, begrüßt von Allen, aber Napoleon ist verdrießlich.

Vor wenigen Wochen erst hat er seinem Volke eine Freiheit gegeben, über die er so lange Jahre nachgedacht. Sie mußte also wohl die beste Freiheit von allen sein, und dennoch war Niemand damit zufrieden. Die Deputirten stiegen ihm auf die Tribüne und Thiers schrie, man mache nur Fehler, es dürfe kein einziger mehr begangen werden.

Die Journalisten schrieben, das sei gar keine Freiheit, und das Volk glaubte, was die Journalisten schrieben.

Endlich kam die Luxemburger Frage und machte dem armen Kaiser den Kopf warm. Man schrie nach Krieg und hatte doch die Exposition noch zu besorgen!

Und die Kaiserin! Die Arme hat auch ihre Sorgen um den so viel geprüften Pabst. Sie hat über dem Himmelreich ihre Pariserinnen vergessen; sie redigirt das Modenjournal nicht mehr, weil ja das Heil der Seele mehr werth ist als Alles Uebrige, was doch keine Pariserin begreifen wird!

Dahin ziehen sie, und hinter ihnen schließen sich wieder die Reihen der Wagen.

Die Schwäne kommen an's Ufer des Sees geschwommen und begrüßen ihre schönen Schwestern mit den Schwanenhälsen; zarte Hände werfen ihnen die schönsten Leckerbissen zu. Vor

den Kiosks sitzen die Feen von Breda, die Kinder spielen mit dem Federball auf dem grünen Rasen, und die Sonne scheint so mild, so wonnig herab auf Alles, was ins Bois gezogen.

Pferdegetrappel, lustiges, übermüthiges Gelächter.

Dort kommt eine der reizendsten Cavalcaden, eine kleine leichte Schwadron von „Biches" im schwarzen Reitkostüm, den wehenden Schleier am Cylinderhut, der so keck über dem dunkeln Haar sitzt, während die Hand die Gerte schwingt und der Leib sich so graziös über den unverstellten Hüften schaukelt. Kein schöneres Weib hat je ein Zelter getragen, kein lustigeres, aber auch kein — kostspieligeres.

Umschwärmt von den Reitern jagen oder courbettiren sie auf der Straße dahin. Keine Sorge umdüstert diesen üppigen Mund; mögen *Andre* für sie sorgen! Dieses Auge ist nur da, um zu lächeln und glücklich zu sein; diese Büste ist nicht umsonst so rund, diese Taille nicht umsonst so schlank, diese Hüften — o Millionen sind sie werth, und Millionen verschwinden um ihretwillen wie die Seifenblasen. In dieser Brust hat nie ein Herz um Anderes als um Banknoten geschlagen, denn es ist die Kavallerie von Breda, die Nachmittags im Bois recognoscirt, hier ihre gefährlichsten Scharmützel liefert und immer nur Todte zurücklässt.

Dort kommen auch einzelne Vedetten, gefährliche Flankeure herangeritten. Das Reitgewand sitzt makellos, denn es *darf* ja nichts verhehlen; die Hand führt das Roß so sicher wie die des erfahrensten Wachtmeisters; das Auge sucht nach ihrem Arthur, der sie hier zu treffen versprochen.

Sie bedarf keiner Begleitung, keines Cavaliers; sie ist hier auf ihrem angestammten Boden, auf ihrer Domäne. Sie hat

Freunde genug, die sie schon ruinirt hat oder noch ruiniren wird, Freunde, mit denen dies und jenes zu verabreden ist, und dort findet sie dieselben bereits. Im Nu ist sie durch eine Gesellschaft von fils crevés umringt und lachend zieht die Cavalkade weiter.

Dort kommt auch sie, eine der Löwinnen des Maison dorée. In dem kleinen zierlichen Wagen sitzt sie wie Venus in ihrer Muschel; ihre zarten Hände lenken geübt die beiden feurigen Rosse. Mit den Augen rechts und links grüßend, mit diesen gefährlichen Augen, diesem verführerischen Lächeln, jagt sie dahin, hinter ihr sitzt der Lakai, die Arme auf der Brust gekreuzt; kein Diener hat je eine schönere Herrin besessen! Er kennt die Geheimnisse nicht ihres Herzens, sondern ihres Boudoirs, kennt sie Alle, welche die flüchtigen lächelnden Blicke empfingen, aber er sitzt da wie ein Sphinx, ernst wie ein Diplomat, und gleichgültig läßt er Alle an sich vorüberziehen.

So geht es hin und her im Bois, bis nach fünf Uhr die Reihen der Wagen sich lichten und endlich Alles zur Stadt zurückkehrt.

Die Stunde des Diners hat geschlagen. Das Bois wird wieder still, nur die Schwäne ziehen auf ihrer feuchten Bahn hin und her, und die riesigen Bärenmützen reiten mit ernsten Gesichtern die Avenue auf und ab.

VII.

Die Theater. — Die Feerien. — Die Cafés concerts. — Thereſa und Suſanna. — Das genre canaille. — Die Moral der Geſchichte.

Seit der Kaiſer die Theater im Jahre 1864 von jeder Conceſſion befreit und die Bühne alſo rückſichtslos der geſchäftlichen Ausbeutung übergeben hat, namentlich aber ſeit Beginn der Weltausſtellung ſind ihrer Legion in Paris.

Die Speculation hat ſich der Theater jetzt in einer kaum glaublichen Weiſe bemächtigt. Wo irgend ein großer Tanzſaal, eine Muſikhalle aufzufinden war, miethete man den Raum zunächſt für die Zeit der Expoſition, um ein Theater darin aufzuſchlagen oder wenigſtens ein Café concert darin zu etabliren.

Es begann ein Steeple-chase um die beſten Localſängerinnen, um die ſchönſten Figurantinnen, um die flotteſten Tänzerinnen, eine Jagd auf Alles, was eine ſchöne Büſte, ſchöne Arme und Beine und nur irgend ſo viel Talent oder Kühnheit beſaß, als nothwendig war, um vor die Rampe zu treten.

Die Directionen und die Regiſſeure recrutirten, was irgend zu haben war. Es wurden Orcheſter zuſammen geſtellt, Partituren alter vergeſſenen Operetten und Singſpiele angekauft, Repetitionen gehalten — Alles mit fieberhafter Eile, um nur ja bis zum erſten Mai den hunderttauſenden von Fremden, die man erwartete, ſein Repertoir verkünden zu können.

Inzwischen behielten die einmal beim Publikum beliebten Theater ihre Anziehungskraft, so weit sie dieselbe durch ihre Vorstellungen zu behaupten im Stande waren, und diese überboten einander natürlich durch ihre Leistungen.

Und welche Magnete wendet man in Paris an, um das Publikum in Massen herbei zu locken! Auf jeden unserer fünf Sinne wird von den Directionen speculirt, am meisten aber auf den sechsten, auf den Unsinn. Die Zauberkünste der Maschinen, der Seidenwirker, der Modisten und die Allmacht Gottes selbst, soweit sie sich in seinem schönsten Meisterstück, dem Körper eines schönen Weibes, offenbart, werden zu Hülfe genommen, wenn es gilt, ein neues Stück auszustatten.

Versenkungen, Verwandlungen, Decorationen, Versetzstücke, bengalisches und electrisches Licht, Spiegelwirkung, Fontänen, Ver- und Entkleidungen, Ueberraschungen, Atlas, Gaze, Tricots, Gold- und Silberflitter, Diamanten und Perlen, Sonnen- und Mondenschein, Gletscher, Wasserfälle, Schneetreiben, Wolkenbrüche und Alpenglühen, feuerspeiende Berge und Meeresgründe, Himmel und Hölle, Ober- und Unterwelt, Tugend und Laster, Sünde und Unschuld, Alles muß zusammen wirken, wenn es gilt, mit Hunderttausenden von Franken ein Ausstattungsstück in Scene zu setzen, und wahrhaft bewundernswerth ist die Ausdauer, mit welcher Alles, vom Director bis zum letzten Maschinisten und Illuminateur, sich müht, die nöthige Wirkung der kleinsten Details zu erzielen.

Die Ausstattungsstücke der Pariser Boulevard-Theater sind in der That eine Feenwelt und Nichts wird gescheut, um selbst das Unglaubliche, was im vorigen Jahre schon geleistet wurde, noch zu übertreffen. Nichts erscheint so unmöglich, was nicht

der Pariser Maschinist, der Schneider und der Theater-Maler zu leisten vermöchten, und unerreichbar ist der Geschmack, den selbst die unbedeutendsten Gegenstände in diesen Vorstellungen verrathen.

Die Präcision der Verwandlungen ist eine tadellose; nirgendwo hinkt eine Maschine, nirgendwo läßt uns die Verspätung irgend eines Acteurs eine Lücke empfinden. Schlag auf Schlag wird das Auge des Zuschauers überrascht, immer aufs Neue geblendet; von Act zu Act culminirt sich die Pracht, die Wirkung, und wenn die Bühne oft einer halbstündigen Pause bedarf, um mit den technischen Vorbereitungen zum nächsten Acte fertig zu werden, so ist diese Ruhe dem Zuschauer nicht minder willkommen; ja selbst das Auge verlangt einen kurzen Urlaub, um für die nächsten Acte empfindlich zu bleiben und während voller fünf Stunden all' die Zauberei der Maschinisten und der nackten Arme und Beine über sich ergehen zu lassen.

Mitternacht ist gewöhnlich vorüber, wenn uns ein solches Ausstattungsstück entläßt, und zwar nicht ohne zum Ende noch einmal alle seine Zauberkraft zusammen zu fassen und uns ein Schlußtableau zu zeigen, das selbst die kühnste Phantasie in ihren heißesten Träumen nicht zu erreichen vermag.

Jedes dieser Boulevard-Theater hat natürlich sein eigenes Feld, auf dem es ackert. Das Théâtre français ist die hohe Schule des französischen Drama; hier wird der Esprit Frankreichs destillirt. Es ist die Bühne Molière's, Corneille's, Racine's; hier wirkten Talma, die Mars, die Rachel u. A., hier wirken jetzt Bressant, Samson, Provost, die beiden Damen Brohan, die Favart u. A. Hier werden die Dramen Pon-

sard's, Duma's, Musset's und der übrigen Schöngeister ersten Ranges aufgeführt.

Außer diesem Theater sind noch das Odeon und das Châtelet kaiserlich, ersteres ersten Ranges wie das Théâtre français, das letztere ein Volkstheater, das sich natürlich als solches mit Feerien beschäftigt.

Die große Oper wird, sobald das neue Gebäude, das jetzt schon in seiner ganzen Majestät dasteht, fertig ist, in das letztere verlegt werden. Gegenwärtig ist Verdi der Beherrscher dieser Oper. Mit seinem Don Carlos, dessen Text Schillers unsterbliches Drama auf eine scheußliche Weise verhunzte, hat Verdi auch die Franzosen in die Zukunftsmusik hinüber zu führen gesucht, die sie mit einer solchen Entrüstung vor der musikalischen Langenweile zurückwiesen, als unter dem Schutze der Fürstin Metternich Wagners Tannhäuser aufgeführt wurde.

Man pfiff und zischte bekanntlich diesen Tannhäuser aus und strafte dadurch die Anmaßung des Componisten, nebenbei gesagt, mit einigem Recht, soweit es zulässig war, die Person des Componisten in seinem Werk zu strafen. Das hindert indessen nicht, daß man Wagners Musik hier in allen Concerten aufführt, seinen Tannhäuser-Marsch sogar in den Ausstattungsstücken regelmäßig spielt, wenn es gilt, einen königlichen Zug auf der Bühne zu begleiten.

Verdis Don Carlos muß nach dem Geschmack der Pariser ganz gewiß ebenso langweilig sein wie dieser verschmähte Tannhäuser; indeß schüttelte der Pariser nur bedenklich den Kopf über diese Verirrung seines Lieblings-Componisten und noch heute ist kaum ein Billet zu diesen Vorstellungen zu haben.

Während der Winterzeit, namentlich des Carnevals, ver-

anstaltet die große Oper ihre berühmten Bälle. Einst waren sie wirklich großartig durch ihren Maskenscherz; noch vor zehn Jahren erschien Alles, was von gutem Ton, unter irgend einer Charaktermaske; selbst die Damen der Aristokratie versagten sich den Ball der großen Oper nicht und die Loretten sahen in ihm einen Festabend.

Später ward Alles blasirt. Die weibliche Aristocratie mied die Bälle, die Loretten erschienen nur noch in Domino's und Chauve-Souris, hielten sich vornehm in den Logen und blickten mitleidig auf die Ausgelassenheit der Quadrillen hinab.

Der Carneval schlief allmählig ein. Die Regierung suchte ihn zwar am Leben zu erhalten, indem sie für ihr Geld Masken auf die Boulevards und in die Opernbälle schickte, aber wie gesagt, auch Paris ward blasirt und der Carneval ist jetzt nur noch ein Fest der Blanchissenses, der Clercs und der Ouvriers. Die Zeit ist hin, wo man in Paris *lustig* war; heute ist man hier nur noch leichtsinnig und liederlich. Das vie de Bohème ist schlafen gegangen und nur der fils crevé wirft der Danaë seine Goldstücke in den Schooß, weil es Mode ist, sich auf galante Weise zu ruiniren.

Ich erwähne unter den mehr als dreißig Pariser Theatern, wie sie vor Beginn der Exposition bestanden (denn die Namen der inzwischen noch eröffneten sind mir kaum bekannt, wenigstens nicht zur Hand) nur die hauptsächlichsten. Da sind: die Opéra comique und das Théâtre italien, kaiserlich, am letzteren Adeline Patti als erster Stern; ferner das Théâtre lyrique, das sich in letzter Zeit namentlich mit deutschen Opern beschäftigte, den Freischütz zum dritten Male wieder einstudirte und gegenwärtig Flotows Martha allabendlich aufführen läßt.

Das Châtelet, dem Lyrique an der Place du Châtelet gegenüber, ist eins der schönsten neueren Theater und vereint die besten Kräfte. Gegenwärtig wird es ebenfalls von einem deutschen Stoff „Aschenbrödel" ernährt, der unter dem Titel »Cendrillon« die Massen anzieht. Die Pracht der Ausstattung dieses Märchens ist eine unglaubliche.

Das Théâtre de la Gaité, ebenfalls an den unteren Boulevards gelegen, cultivirt wie das vorige die Feerien, Melodramen und Singspiele. Seit Monaten machen hier »les Pirates de la Savane« Furore, ein mexikanisches Volksstück, in welchem die Amerikanerin Miß Menken auftritt.

Ich will dem Leser bei dieser Gelegenheit die Geschichte eines der originellsten und schönsten Weiber erzählen; sie ist interessanter als die von hundert gelehrten und großen Männern, und doch ist ihre Heldin erst im Alter von sechsundzwanzig Jahren, also ihre Biographie noch lange nicht geschlossen.

Die Zeitungen Englands haben uns von Miß Adah Isaaks Menken in enthusiastischer Weise berichtet; seit einiger Zeit schwärmen auch die französischen Journale von ihr, und es ist anzunehmen, daß demnächst auch unsere deutschen an die Reihe kommen werden.

Sprechen wir also von Miß Adah Menken, einem der schönsten Weiber, das die letzten Monate hindurch den Parisern die Köpfe verdrehte.

Miß Adah ward 1841 in Amerika, in New-Orleans, geboren. Ihre Mutter war Französin, ihr Vater Amerikaner, Beide jüdischer Confession, der auch unsere Heldin stets mit unwandelbarer Treue angehangen.

Nach dem Tode ihres Vaters, ein Jahr nach ihrer Geburt, verheirathete sich ihre Mutter wiederum und zwar mit einem Dr. Campbell, einem in Baton-Rouge in Louisiana stationirten Militärarzt, der Adah's ungewöhnliche Anlagen erkennend, ihr eine vorzügliche Erziehung angedeihen ließ.

Adah zeigte schon früh eine ungewöhnliche geistige Begabung; anstatt mit der Puppe zu spielen, machte sie Verse, studirte die Classiker und übersetzte schon mit zwölf Jahren den Homer.

Als der Tod ihres Vaters sie sammt der Mutter in einer dürftigen Lage zurückließ, fühlte Adah die Pflicht, für ihre Mutter zu arbeiten. Wir wissen nicht, wie es zugegangen, daß sie, die geistig so Bevorzugte, gerade eine solche Carrière einschlug; vielleicht war's eben das dringende Bedürfniß, Geld zu verdienen, kurz Adah Menken ging zum Theater und ward eine der vorzüglichsten Tänzerinnen.

Als sie zum ersten Mal in New-Orleans vor das Publikum trat, war sie vierzehn Jahre alt. Ihr Erscheinen machte Furore, sie ward der Liebling der französischen Colonie, gefeiert von Jung und Alt, und als sie dieses Theater verließ, brachte ihr die Abschiedsvorstellung eine Einnahme von zweitausend Dollars.

Adah trat in die Gesellschaft des Director Montplaisir und erschien im Façon-Theater in Cuba, wo sie bejubelt wurde. Man nannte sie in der Havana nur die Reina de la Plaza, und die Aristokratie veranstaltete ihr allnächtlich die schönsten Serenaden. Nach Mexico gerufen, bot man ihr hier eines der glänzendsten Engagements. Sie feierte Triumphe über Triumphe und ging nach Beendigung der Saison nach Texas.

Hier widerfuhr ihr ein tragisches Schicksal, das nicht wenig dazu beitrug, sie noch bei weitem interessanter zu machen.

Adah besaß eine große Leidenschaft für die Jagd; von ihren Piqueuren und Hunden begleitet, durchstreifte sie die Savanne und fiel bei dieser Gelegenheit in einen Hinterhalt der Indianer.

Die schöne, an Huldigungen gewöhnte Künstlerin sah sich umgeben von Halb-Barbaren, allen Entbehrungen Preis gegeben, verlor aber trotzdem nicht den Muth und ertrug mit Fassung ihre Gefangenschaft, die etwa drei Wochen dauerte, und von deren originellen Momenten sie gern erzählt. Ihre Befreiung aus den Händen der Indianer verdankte sie einer Patrouille von Texas-Jägern, welche mit den Letzteren handgemein wurden und sie in die Flucht schlugen.

Unsere Heldin ward von ihnen in das Hauptquartier des Generals der Conföderirten, Sir Harney, abgeliefert, der damals in Austin stand. Mit offenen Armen von ihren Landsleuten empfangen, bewohnte sie drei Monate hindurch ein Zimmer in der Kaserne, welches ihr der General angewiesen. Dieser empfing sie mit seiner Familie täglich an seiner Tafel; sie mußte ihm spanische Documente ins Englische übersetzen, ihm als Dolmetsch dienen; ja Miß Adah begleitete den General zu Pferde bei Revuen, ertheilte militärische Befehle und commandirte eine Compagnie wie der beste Hauptmann.

Von Austin kehrte Adah nach der Havana und von da nach New-Orleans zurück.

Bald darauf entschloß sie sich, das Theater zu verlassen und sich den literarischen Studien zu widmen, für die sie stets die größte Neigung gezeigt, auch zugleich Musik und Malerei

zu treiben, durch welche sie gern ihre Mußestunden auszufüllen pflegte.

Unter dem Titel „Indigina" veröffentlichte sie alsbald eine Sammlung von Poesien, die großen Anklang fanden; sie lieferte ferner regelmäßige Beiträge an die Redaction des „New-Orleans Delta" und die des „Sunday-Crescent."

Nach einem Ausfluge nach Texas, wo sie bei ihrer vorigen Anwesenheit eine große Besitzung gekauft hatte, gründete sie ein eigenes Journal und ward Professor der lateinischen Sprache an einer Erziehungsanstalt für junge Damen. Indeß erwachte bei dieser bürgerlichen Beschäftigung in ihr doch wieder die Lust zum Theater; es zog sie unwiderstehlich an dasselbe zurück, und so trat sie, die Tänzerin, denn im Frühjahr 1858 am Variétés-Theater in New-Orleans in einer Tragödie auf.

Auch in diesem neuen Fache erregte sie denselben Enthusiasmus. Miß Menken machte wahrhaftes Furore in der Rolle der „Bianca." Die strengsten Kritiker beugten sich vor ihrem Talent, man bekränzte sie mit Blumen, überhäufte sie mit den glänzendsten Geschenken.

Adah Menken hatte ein neues Feld der Thätigkeit gefunden. Sie gastirte an den Theatern in Cincinnati und Louisville mit dem bekannten Schauspieler Booth, machte sogar Versuche im Lustspiel und errang auch in diesem den ungetheiltesten Beifall.

Trotzdem verließ sie, von ewiger Unruhe getrieben, nochmals das Theater, um in dem Atelier von Jones in Columbia die Bildhauerei zu studiren. Hier gewann sie ohne Zweifel jene vollkommene Kenntniß der Statuaren, jener plastischen, vollendeten Attitüden, durch welche sie, mit einem makellos

schönen, jeder Statue trotzbietenden Körper begabt, auf der Bühne hinzureißen weiß.

Ein Jahr darauf ist Adah wiederum am Theater und macht eine Rundreise durch Amerika.

Im Juli 1863 schiffte sie sich nach Californien ein, wohin sie durch den Director Maguire für sechszig Vorstellungen engagirt war. Ihr erstes Auftreten war eine Revolution. Kaufleute und Goldgräber lagen zu den Füßen Adah Menken's und boten ihr alle Schätze Californiens. Wenn Adah Menken, in ihre kostbaren Pelze gehüllt, in ihrem von den schönsten Racepferden gezogenen Wagen in der Montgomery-Straße erschien, glich sie einer Kaiserin inmitten ihres Volkes.

Am Abend vor ihrer Abreise überreichten ihr die Notablen von Virginia-City einen Goldklumpen von hohem Werth mit der Inschrift: „Miß Adah Menken von ihren Freunden in Virginia, Newada-Territory, 30. März 1864."

Eine der neuen Straßen ward nach ihr benannt; Huldigungen über Huldigungen feierten ihren Abschied; ja man überreichte ihr die Ernennung zum Ehren-Kapitain der leichten Dayton-Garde!

Adah setzte ihren Triumphzug fort und ging dann nach Maryland, um hier einige Zeit in stiller Zurückgezogenheit bei ihrer Mutter und Schwester zu leben.

Dort erhielt sie von England die schmeichelhaftesten Anträge. Sie acceptirte dieselben und ging nach London. Sehr erklärlich erregte sie hier durch ihre Schönheit, ihre Jugend, ihr Talent und ihr an Abenteuern so reiches Leben die größte Aufmerksamkeit.

Adah trat in Mazeppa auf, einer Rolle, die bis dahin

nur von Gymnastikern in einer sehr gewöhnlichen, den poetischen Intentionen Byron's wenig entsprechenden Weise dargestellt worden.

Schon vor der ersten Aufführung trat einer der Londoner Kritiker gegen sie auf und suchte im Namen der Moral ihre Leistung beim Publikum in Mißcredit zu setzen. Adah, die in Amerika auch schon Journalist gewesen, nahm den Federkampf mit diesem Kritiker auf und schrieb ihm folgenden Brief:

„Mein Herr! In Ihrem Artikel: «Ueber die Moral in der amerikanischen Kunst» bezeichnen Sie meine Leistung als eine Darstellung des Nackten und erwarten von Herrn Smith, er werde das Astley-Theater nicht durch eine solche herabwürdigen. Erlauben Sie mir, Ihnen einige Aufklärungen zu geben, die mir um so nothwendiger erscheinen, als Sie selbst gestehen, weder von den Verdiensten der Künstlerin, noch von dem Stück etwas zu kennen.

„Das Stück an sich ist nichts anderes als der Mazeppa Byron's, und ich stelle den Helden des Dramas dar. Mein Costüm, oder vielmehr mein Mangel an Costüm geht nicht über den der Cerrito, der Rosati und anderer gefeierter Tänzerinnen hinaus. Ich habe die Sculptur aufmerksam studirt, und meine Haltung, meine Stellungen, nach den Werken Canova's gewählt, verletzen weder die Delicatesse noch die Sittlichkeit, wie es wol die Gewohnheit der Damen des Haymarket und Strand-Theater ist. Erzeigen Sie mir, einer Fremden, also die Artigkeit, Ihr Urtheil zu suspendiren, bis Sie mich gesehen haben."

Adah Menken trat am nächsten Tage als Mazeppa auf, und der strenge Richter ward ihr eifrigster Bewunderer.

Von England ging Adah nach Frankreich, und hier erscheint sie noch diesen Augenblick allabendlich in den „Piraten der Savannen“ am Gaité-Theater. Die Pariser Feuilletonisten haben begeistert ihr Lob gesungen; Adah Menken war Monate lang die Parole des Tages und ist noch heute der größte Magnet für Jung und Alt.

Mag dahin gestellt bleiben, was sie als dramatische Künstlerin ist, ich habe sie nur in der Rolle des stummen mexicanischen Knaben in diesem Stücke gesehen und bewundere an ihr eine der schönsten Statuen von Fleisch und Blut, eins der schönsten Weiber, die je die Bühne betreten haben. Die Plastik, die Rundung ihrer Bewegungen, ihre Mimik, die selbst in den Momenten der höchsten Leidenschaft nie unschön werden, sind unwillkürlich hinreißend, und will man die lebende Statue auf der Bühne gelten lassen, so ist sie als solche ein Meisterstück.

Ich habe sie hier nur als eins der seltsamsten und begabtesten Weiber geschildert, dessen Carrière wechselreich genug, um sie uns als Künstlerin und Abenteurerin interessant erscheinen zu lassen.

~~~~

Das Gymnase am Boulevard Bonne-Nouvelle giebt Dramen und Lustspiele; augenblicklich ist es A. Dumas fils mit seinen »Idées de Madame Aubray,« der diese Bühne beherrscht.

Die Porte St. Martin ist berüchtigt durch ihre Volks- und Schauderstücke, von denen es zur Ausstellungszeit die wirksamsten neu einstudirt, um den Fremden zu zeigen, wie man dem Publikum den Angstschweiß auf die Stirn treibt.
~~~~

Das Théâtre du Palais Royal giebt Lustspiele und Operetten. Offenbachs »Vie parisienne,« eine der größten musikalischen Albernheiten füllt seit Monaten jeden Abend das Haus.

Das Vaudeville liegt an der place de la Bourse und bringt Alles, was ihm vorkommt, das »Variétés« am Boulevard Montmartre Lust- und Singspiele; die Bouffes Parisiens wurden von Offenbach für seine bekannten Burlesken gegründet und liegen in der Passage Choiseul.

Es folgen noch: Ambigue-comique, Folies dramatiques, Théâtre Beaumarchais, Fantaisies parisiennes (Operette), Théâtre Déjazet, Marigny, Nouveautés und St. Germain.

Damit sind so ziemlich die nennenswerthen Theater erwähnt. Indeß kommt hierzu noch ein ganz neues, das am 1. Mai seine Vorstellungen in dem Park der Exposition eröffnen wird. Es ist dies das Théâtre international, von dem ich bis jetzt nichts weiter zu sagen weiß, als daß es noch nicht fertig, Mitglieder aus allen Nationen engagirt hat, um seinen Namen zu rechtfertigen, soeben eine Oper einstudirt, wenn ich nicht irre, den Nebucodonosor, und uns mit einem internationalen Ballet von funfzig Tänzerinnen überraschen wird.

Wie man hört, sollen sogar Negertänze in diesem Theater aufgeführt werden, um auch den schwarzen Völkerschaften gerecht zu sein, und so kann man sich denn auf das Tollste gefaßt machen.

Der Cirque Napoléon steht in seinen Leistungen dem Renzschen Circus bei weitem nach, doch hängt dies von den Umständen ab.

Ich habe jetzt zweier ganz merkwürdiger Bühnen zu erwähnen, die für den Fremden von hohem sittlichen oder unsitt-

lichen Interesse. Es sind dies die beiden Matadoren der Cafés chantants, der Alcazar in der Rue de Faubourg-Poissonnière und das Eldorado am Boulevard de Strasbourg.

Entré wird in Beidem nicht genommen, wohl aber ist man verpflichtet, irgend eine Consommation, Bier, Punsch, Wein oder was sonst, zu bestellen und die unverschämten Preise gleichen dann das Entré vollständig aus.

Bis zum vorigen Jahre war die bekannte Thérèsa die Göttin des Genre canaille. Ich erwähnte ihrer bereits und habe über dieses liebenswürdige Wesen nur wenig hinzuzufügen. Sie scheint sich caput gesungen zu haben und ist in Nizza, um ihre Kehle zu curiren.

Ihre Nachfolgerin ist Susanne Lagier, ein dicker Fettklumpen, von dem ich später noch erzählen werde. In Gemeinheit und Frechheit übertrifft sie ihre Vorgängerin bei Weitem und macht diese also beim Publikum vergessen. Es ist unglaublich, was in dem genre canaille hier in Paris geleistet wird. Der Fremde aber muß es sehen.

Wer sich im Alcazar einen bequemeren Platz suchen will, auf welchem allerdings die Preise der Consommation noch theurer als unten im Parterre, der gehe in die Logen hinauf. Entré ist, wie gesagt, auch hier nicht. Man sitzt hier freilich mitten unter den „Biches", den „Cocottes" und ihren Arthuren, indeß man befindet sich unter ihnen in ganz Paris, wohin man den Fuß auch wenden mag. Die Kaiserin von Frankreich muß es sich auch gefallen lassen, wenn es die erste beste, ihr gegenübersitzende Biche für gut findet, sie zu lorgnettiren und zu kritisiren.

Im Sommer schlagen natürlich diese Cafés-concerts ihre

Bühnen in den champs elysées auf, wie aber der Holzapfel selbst im Paradiese keine Ananas wird, ist die »canaille« hier ebenso elyseeisch-ordinär wie drinnen im Faubourg.

Ich sprach von der fabelhaften, unglaublichen Pracht der pariser Ausstattungsstücke, von den Decorationen, den bengalischen Lichtern, den Versenkungen, den Fliege- und Schwebemaschinen. Mit einer gewissen Schüchternheit aber unternehme ich es, von den Costümen der Darstellerinnen zu sprechen.

Dieses Costüm, liebe Leserin, besteht aus Millionen von ganz kleinen kaum sichtbaren Maschen, die aufs künstlichste an einander gewebt sind, in ihrer Zartheit mit dem Spinngewebe wetteifern, couleur de chaire gefärbt sind, sich so eng und geschmeidig um die runden Glieder schließen und von den Fabrikanten unter dem Namen Tricots auf den Markt gebracht werden.

Ein gewisser kleiner Rest von Sittlichkeitsgefühl, vielleicht auch polizeiliche Vorurtheile gebieten es den Damen der pariser Theater, über diesen Tricots wenigstens noch irgend etwas zu tragen, was wie ein Bekleidungsstück aussieht, und dies besteht denn aus einem kurzen, schräg geschnittenen Atlasstückchen, das den Flügeldecken eines Käfers gleicht und von der Hüfte herab bis — eben nur auf die Hüfte fällt.

Ein paar Atlasschuhe auf hohen und zierlichen Stelzen vollendet diese Bekleidung.

Im Ballet wird auch dieser Ueberfluß noch als lästig betrachtet. Nur die ersten Tänzerinnen erscheinen noch in einer kurzen Gaze, die als sittliche Schäfer-Wolke den Himmel bedeckt; das ganze corps de ballet hingegen trägt nur einen kurzen Schurz ohne jede weitere Verhüllung, und so ist denn

an diesen Damen nichts bedeckt als eben zwei bis drei Rippen, die von einem kurzen und graziösen Corset umgeben sind.

Stellt man sich nun also vor, daß die Ober- und Unter-Feen eines Ausstattungsstücks in einer mit Gold und Silber, Diamanten und Perlen gestickten kurzen Atlas-Flügeldecke erscheinen, daß einige hundert Nixen, Elfen, Genien und was sie sonst vorstellen, buchstäblich nur in Tricot gehüllt, auf der Bühne umher wirken, daß das Ganze mit electrischem Lichte so klar und blendend beleuchtet ist, daß jede weibliche Contur zu ihrer Wirkung gelangt, so wird Jeder, auch der Unerfahrenste begreifen, warum die pariser Theaterdirectoren darauf achten, daß das Talent ihrer Künstlerinnen mehr äußerlich sei. Man wird ferner begreifen, warum diese Damen selbst bei einer Gage von 60 Francs monatlich in Polisander-Möbeln, in glänzenden Etagen wohnen, in fürstlichen Equipagen fahren, in königlichen Gewändern auf der Promenade erscheinen und mit diesen monatlichen 60 Francs es möglich machen, in einem Jahre Hunderttausende auf die Straße zu werfen.

Blödigkeit gestattet mir nicht, dieses Thema weiter auszuführen, die Wirkung eines einzigen Tableaus dieser Feenstücke der Boulevard-Theater in allen Details zu schildern und von dem Eindruck zu sprechen, welchen dieser Anblick auf die Phantasie eines Jünglings, einer Jungfrau üben muß. Ich fasse Alles, was ich darüber weiter zu sagen hätte, in die Bitte zusammen: Sieh dir das selber an!

VIII.

„Man tanzt im Salon.“ — Die Chroniken der Soiréen. — Wie die Marquise costumirt war und wie sie geduftet hat. — Der Cancan. — Das Casino, die Salle Valentino, die Closeries und die Barrieren-Bälle.

Der wunderschöne Monat Mai ist vor der Thür, was aber soll daraus werden, wenn der Himmel seinen Sonnenschein zurückhält!

Paris will und muß aufs Land; es muß vor die Thore, muß im Grünen tanzen und Ball spielen, auf den Wiesen lagern, auf der Seine rudern, mit einem Worte: die Saison muß beginnen, denn man ist fortwährend entre chien et loup, und das kann nicht fortgehen.

In Versailles sollen den ganzen Expositions-Sommer hindurch die großen Fontänen, wenn ich nicht irre, dreimal in der Woche springen, man wird den Fremden rings um Paris die herrlichsten Idyllen bereiten und die Pariserinnen haben sich dazu bereits die reizendsten Schäfer-Costüme bestellt — aber der Frühling wird unerträglich und der Regenschirm unser treuester Begleiter.

Auch Asnières kündigte bereits seine neuen Ueberraschungen, den ganz neu hergestellten Park, sein Cremorn am letzten Sonntage an. Aber der Himmel war wieder nicht mit uns. Es bliesen alle Winde aus allen Richtungen, in den Champs

élysées wirbelten sie alle Jupons und alle Roben durch einander, im Bois verdarben sie das Wettrennen und in Asnières störten sie das ganze Sonntagsvergnügen der Park-Eröffnung.

So ist denn Paris noch immer gezwungen, zwischen den heißen vier Mauern zu tanzen. Mabille hat zwar Alles neu poliren und vergolden lassen, aber man wird es kaum wagen, vor dem ersten Mai den Zaubergarten zu eröffnen, und mit ihm trauern alle die übrigen.

Paris im Grünen, dieses lustige, lachende Paris, das in den Parks und auf den Wiesen von Versailles, St. Cloud, Asnières u. s. w. seinen göttlichen Unsinn treibt, das Paris wird erst mit dem Mai eröffnet; ich muß also mit dem Leser einstweilen noch innerhalb der Barrieren bleiben.

Sobald der Pariser nicht mehr tanzen kann, zieht er sich sein Bonnet über die Ohren und verzichtet auf die Freuden der Welt.

Jede Pariser Zeitung hat ihre bestimmte Rubrik: „Man tanzte gestern Abend in den Salons der Madame H., der Madame Y. und der Gräfin Z." Jedesmal mit dem chronischen Zusatz: rien de plus noble, plus spirituel ꝛc. Danach beginnt der Chroniqueur die Toiletten der ausgezeichnetsten Damen der Soirée zu beschreiben und der Leser der Zeitung kann darauf schwören, daß nach dieser Schilderung jeder dieser Salons ein Extract der Grazie, des Geistes und aller nur denkbaren gesellschaftlichen Vorzüge gewesen.

Es ist unglaublich, mit welcher Subtilität, mit welcher Anmuth der pariser Chroniqueur von solchen Soiréen zu sprechen versteht. Man sieht die Comtesse X., die Vicomtesse Y. lebendig vor sich in ihrer Toilette; man athmet den Duft

ihres Parfums, empfindet die Gewalt ihres bezaubernden Lächelns.

Natürlich fehlt niemals der Zusatz: man spielte auch Comödie, on a fait de la musique, man sang oder declamirte. Die Damen der höchsten Kreise, welche in diesen kleinen Comödien eine Dilettanten-Rolle übernommen, sind nicht minder eifersüchtig darauf, ihre Namen in der Chronik der Pariser Journale genannt zu sehen, als die Künstlerinnen der Theater es sein können, und Alles ist natürlich „graciös, voll unübertrefflicher Anmuth" gewesen.

Ja noch mehr, die Reclame der Gesellschaft geht bereits so weit, daß die Damen des besten Tones, der höchsten aristocratischen Kreise, welche einer Soirée beigewohnt, am nächsten Tage ihre Namen unter den in der Chronik aufgezählten Gästen zu lesen verlangen.

Ein Pariser Journal, das Glück machen, das gelesen sein will, würde die größte Taktlosigkeit begehen, wenn seine Chronik nicht gewissenhaft die Toilette aller der hervorragendsten Erscheinungen der Soirée in den Hôtels der Gesandtschaften, der Aristocratie oder der gefeiertsten Schriftsteller und Künstler brächte.

Hier in Paris ist die Reclame Alles. Wer eine Soirée giebt, verlangt, daß morgen alle Zeitungen davon sprechen; wer eine Soirée besucht und irgendwie Anspruch auf eine gesellschaftliche Stellung hat, der macht Reclame für sich, indem er eine der glänzendsten Erscheinungen dieser Soiréen gewesen sein will.

Grassirt irgendwo die Manie, Liebhaber-Comödie zu spielen, die Künstler zu Vorträgen zu zwingen, so ist sie in Paris

vorhanden. Und nirgendwo ist es bequemer, seine Soirée durch künstlerische Namen zu illustriren wie gerade in Paris.

Die Literatur und die Kunst, die der Reclame am meisten bedürfen, laden natürlich auch Alles, was Geist und Eleganz besitzt, zu ihren Soiréen und die Journale des nächsten Tages sind dann unerschöpflich in der Schilderung all des Spirituellen, was diese Soirée ausgezeichnet.

Es ist erstaunlich, wie wohlfeil es Jedem hier ist, spirituel zu erscheinen. Esprit und grace bezeichnen hier Alles, was blaguiren und Toilette machen kann. Alles ist nur Pose und die Pariser Feuilletonisten müssen mit parfümirter Dinte, auf parfümirtem Papier schreiben, um nur dem Leser den aristocratischen Duft wieder zu geben, den sie am Abend vorher in der Soirée geathmet.

Indeß, man muß Pariser sein, um zu begreifen, wie man stets in dieser künstlichen Atmosphäre umhertaumeln kann. Diese Feuilletons sind ja auch nur Bonbonièren und die Wochen-Chronik duftet mich immer an, wie wenn ich in den Laden eines Friseurs trete. Ich sehe die wunderbar gebaute Coiffüre, welche die Gräfin X. auf dem Balle getragen, im Schaufenster desselben auf dem Haupte der Puppe; ich rieche alle die Parfüms, welche den Salon durchduftet, ich sehe die Schminke, den Poudre de riz, welche den Nacken der Vicomtesse Y. bedeckt und die Schönpflästerchen, mit welchem Madame Z. ihr Lächeln so unwiderstehlich macht.

Treten wir einmal in eine andre Atmosphäre, die freilich nicht weniger ungesund als die vorige, und in der wir eine ganze Anzahl der Gräfinnen und Baroninnen finden, die einst ihre falsche Rolle im Bois und in ihren eigenen Salons gespielt.

Ich meine die Salons des Casino in der Rue Cadet, die Closeries de Lila, die Salle Valentino, Mabille, und die Barrièren-Bälle, deren Zahl Legion ist.

Eins der bevorzugten Locale ist das Casino, die Academie der Liederlichkeit und des Cancan.

Für einige Francs Entré treten wir gegen neun Uhr Abends, wenn die Gesellschaft versammelt ist, in den großen, von Galerien umlaufenen Salon. Das Orchester spielt Offenbach; die Quadrille ist im Gange, dieses hundertbeinige Ungeheuer; mit ernster Miene steht der Sergent dabei, um den Anstand zu überwachen.

Den Anstand! Der Sergent ist auch kein Unmensch; warum sollte er nicht ebenso viel Vergnügen darin finden wie die Uebrigen, wenn irgend eine Zoë, eine Josephine, eine Florence ihrer Tollheit die Zügel schießen läßt, ihre kurze und schmale Robe, die der Crinoline längst den Abschied gegeben hat, mit beiden Händen zusammenfaßt, ihre mit fleischfarbenen Strümpfen bekleideten Beine in Bewegung setzt und sie ihrem Vis-à-vis unter die Nase schleudert.

Sie ist die tollste, die ausgelassenste; aber sie ist ja nicht indecenter als man auf der Bühne ist, wenn sie Cancan tanzt; die Robe und die Jupons sind ihr nur eine Last, die sie am liebsten beim Tanz unter den Arm nimmt. Keine ihrer Schwestern versteht so viel Dummheiten in der Quadrille zu treiben wie sie; keine lacht so übermüthig, keine hat so schlanke, schöne Glieder, aus denen in Paris Niemand ein Hehl macht, und keine besitzt die Bravour, welche jede ihrer Bewegungen zu einer Orgie macht.

Seht, sie arbeiten im Cancan; denn eine Arbeit ist es.

Die ersten Tänzerinnen der großen Oper, die Tausende monatlicher Gage beziehen, unterwerfen sich nicht einer solchen Anstrengung wie sie, die das Alles doch nur zu ihrem eigenen Vergnügen thut!

Hundert Capriolen, hundert Tollheiten weiß sie zu treiben; ihre Röcke fliegen, ihre Beine fliegen, ihre Brust fliegt athemlos, der Schweiß perlt auf ihrer Stirn. Aber sie lacht, sie ist überglücklich; sie kreischt und jubelt, wenn ihr Tänzer es ihr nur irgendwie recht macht, wenn er wie ein Kautschukmann die unglaublichsten Gliederverrenkungen zeigt, den Bajazzo spielt, ihr im Tanze die erhobene Fußsohle küßt und die weißen Höschen, die sie ihm zeigt, mit verliebten Gesten grüßt.

Und um sie herum sammeln sich die Zuschauer. Zoë oder Nini, wie sie heißen mag, ist ja die Tänzerin par excellence. So toll, wie sie treibt's niemand im ganzen Saal und jubelnd begleitet der um sie geschlossene Kreis jede neue Tollheit, die ihr das erhitzte Gehirn eingiebt.

Keine Bachantin vermag es ihr gleichzuthun. Eine halbe Stunde lang tobt sie in der Quadrille umher, immer sich selbst von neuem überbietend, bis endlich die Musik schweigt und sie — so sollte man glauben — ermattet zusammen sinkt.

Keineswegs. Zoë's Brust fliegt zwar wie ein Weberschiffchen; der Schweiß trieft von dem glühenden Gesicht, aber das Auge leuchtet von Freude, von Siegesbewußtsein. Ruhig legt sie den Arm in den ihres Tänzers, wenn er seine Sache gut gemacht, und geht mit ihm zum Büffet, um einen chope zu trinken oder sich eine Orange kaufen zu lassen. Oder sie geht mit ihm in das Promenoir, in den Promenadensaal, schreitet hier mit ihren Freundinnen auf und ab, begrüßt ihre

Freunde und schmollt mit denen, die sie vernachläßigt, bis das Orchester von Neuem ruft und der nächste Tanz sie wieder auf dem Posten sieht.

Toller noch gehts in der Salle Valentino her. Hier ist Alles Bacchantin, was irgend den Humor dazu besitzt. Vergeblich würde selbst die kühnste Feder versuchen, einen dieser Cancan's zu beschreiben, die, wie ein wildes, tobendes Umherschleudern der Glieder, den Tanzenden den Schweiß aus allen Poren treiben und an die wahnsinnigen Verzückungen eines Derwisches erinnern.

Ehedem war Frankreich auch lustig, auch liederlich, aber man überschritt selbst in seiner größten Ausgelassenheit nicht die Grenzen eines gewissen Anstandes. Jetzt ist Alles Cynismus in Paris; das „spirituelste Volk der Welt" findet in seiner Blasirtheit nur noch Gefallen an der brutalsten Ausschweifung, in den unnatürlichsten Raffinerien.

Ehedem berührte wol der Acht habende Sergent, wenn er eine Tänzerin von der Tarantel verführt sah, leise und warnend ihre Schulter mit einem »première fois« und führte sie lautlos zum Saal hinaus, wenn sie sich zum zweiten Male fortreißen ließ. Heute entwickeln die Sergenten eine Nachsicht, die mich nicht mehr begreifen läßt, warum sie eigentlich dem Tanze zusehen müssen, wenn es nicht aus Interesse an demselben geschieht.

Seit den Triumphen der Rigolboche und ihrer Nachfolgerinnen in der Salle Markowski, d. h. seit diese sich durch ihren Cancan eine „künstlerische" Carriere eröffnet, sehen wir die Bravour-Tänzerinnen nur noch in fleischfarbigen Tricots auf diesen Bällen erscheinen und mit diesen den Ton angeben.

Ebenso toll und wilder noch als im Valentino geht's in den Closeries zu. Einst waren sie die Pflanzschule des Cancan. Der Student tanzte hier mit seiner Studentin, dem naiven, anspruchslosen Wesen, das noch mit dem Herzen zu lieben verstand und sich aus unglücklicher Liebe wohl zuweilen in die Seine stürzte.

Aber seit der vorigen Industrie-Ausstellung ist auch die letzte Spur dieser Romantik verschwunden.

Die Grisette, deren eigentliche Heimath das quartier latin war, existirt längst nicht mehr. Damals, als Paris von einer Völkerwanderung geldhabender Engländer, Russen und Amerikaner besucht wurde, ergriff die letzten noch vorhandenen Grisetten die Sehnsucht nach den Boulevards, nach den Champs élysées und dem Bois de Boulogne. Sie, die bis dahin glücklich gewesen, wenn sie als étudiante mit ihrem Freund ein anspruchsloses Zimmer theilen, jeden Morgen das kleine Milchtöpfchen vom Fenster des Concierge holen und ihrem Gatten den Kaffee kochen konnte; sie, die so glücklich war, wenn sie mit ihm Abends im Prado oder in den Closeries des Lilas tanzen konnte; sie, die keine Ahnung von indischen Shawls, Colliers, Bracelets, eleganten Möbeln und Equipagen hatte, sie ward mit einem Male von höheren Instincten erfaßt.

Sie schnürte ihr Bündelchen, verließ heimlich ihre kalte Dachkammer, wanderte über den pont neuf und wohnte alsbald in den schönsten Etagen des Faubourg Montmartre. Sie kleidete sich in Atlasgewänder, trug Brillanten und Perlen in den Ohren, auf der Brust und an den Armgelenken, fuhr in eigenen Equipagen und hatte ihren Freund vergessen.

Ihr Herz hatte sie drüben im quartier latin begraben. Sie

fuhr im Bois spazieren, lernte reiten und entwickelte große Talente im Verschwenden.

Wenn sie zufällig ihrem einstigen Freunde auf der Promenade begegnete, war es ihr, als mußte sie ihm schon einmal irgendwo begegnet sein.

Die vorige Industrie-Ausstellung vertilgte die letzten Reste dieses Grisettenlebens. Jetzt ist dasselbe nur noch eine Sage.

Und dennoch wird man an diese durch die Barrieren-Bälle zuweilen gemahnt. Hier sehen wir noch die Blanchisseuse mit ihrem weißen Häubchen auf dem dunklen Haar (denn nur *sie* ist noch brunett, die andern sind alle blond; blond ist Mode, ist nothwendig und wird mit den künstlichen Tinkturen hervorgebracht). Hier sehen wir noch die Nähterin im anspruchslosen Wollenkleide, wie sie mit ihrem Geliebten, einem flotten Ouvrier, ihren chope trinkt, oder ihm in der Quadrille mit glücklichem Lächeln ins Auge blickt. Hier sind noch Symptome von Uneigennützigkeit im Calico-Kleide, doch sind auch sie nur Ausnahmen.

Der Tanz bietet wohl auch hier seine Extravaganzen, doch selten solche Ausgeburten wie in den genannten Sälen.

Meist schließen auch diese Bälle bereits um eilf Uhr, doch pflegt man ihnen an Sonntagen eine längere Frist, bis Mitternacht zu geben.

Es giebt wohl Reisebücher, die vor dem Besuche dieser Barrieren-Bälle warnen; doch ist mir niemals irgend eine Brutalität dort vorgekommen, und die Ueberwachung durch die Polizei ist auch eine so strenge, daß es kaum zu Excessen kommen dürfte.

Wenn in Paris noch irgend ein Stand gesund ist, so ist

es der des Arbeiters. Man wird in seiner Mitte sich stets wohl und angeheimelt finden, denn der französische Arbeiter ist großentheils Gentleman in seinem Benehmen gegen Andere, namentlich gegen Fremde.

Freilich ist er sehr kitzlich, wenn man die Achtung gegen *ihn* aus den Augen setzt, am meisten aber in solchen Localen, wenn fremder Uebermuth ihm Veranlassung zur Eifersucht giebt oder sonstige Provocationen vorkommen, die man bei einigem Takte leicht vermeidet.

Auch die Pariser Arbeiterin giebt noch immer viel interessanten Beobachtungsstoff. Mag sie in der Werkstatt sitzen, oder auf der Straße, im Ballsaal erscheinen, selten wird es ihr an *dem* fehlen, was der Pariser als seine bevorzugte Eigenthümlichkeit betrachtet — an chic.

Ist auch das Kleid noch so dürftig, es hat Façon und wird mit angeborner Anmuth getragen; ist das Stiefelchen noch so grob, der Fuß wird selten ungraziös sein.

Die Mehrzahl dieser Mädchen ist freilich aus der Provinz, indeß sie sind alle *Französinnen*. Die geborne Pariserin ist leicht aus ihrer Umgebung heraus zu erkennen, aber sie ist es auch, die man am wenigsten im schlichten Merinokleide findet und nach dem, was ich oben gesagt, eigentlich niemals in demselben *suchen* soll.

IX.

Die Pariser und die Exposition. — Die Giftmischer in den Restaurants. — Wie kommt man zum Marsfeld hinaus. — Wie man sich den Trocadero holte. — Der Eintritt in den Industrie-Palast. — Das Tourniquet. — Die Maschinen-Galerie. — Das Innere der Ausstellung. — Die Schlaraffenlands-Mauer der Restaurants.

Machen auch wir heute einmal der Weltausstellung einen Besuch, über deren rechtzeitige Eröffnung man vor dem 1. April ebenso in Zweifel war, wie man *nach* demselben, als am Himmel die drohenden Wolken sich zusammenzogen und die Pariser Zeitungen nach Krieg schnoben, über ihre baldige Schließung einig zu sein glaubte.

Es herrschte ein nicht zu begreifender Widerspruch. Der Kaiser hatte sich sämmtliche Nationen zu einem Friedensfest zusammen geladen und als sie mit ihren Kisten und Kasten, viele weit her über Land und Meer, gekommen waren, standen sie rathlos da und wußten nicht, ob sie aus- oder wieder einpacken sollten.

Rache für Preußens Uebermuth! hieß es in allen Journalen. Man *zwang* die französische Regierung, Deutschland gegenüber eine drohende Miene anzunehmen, denn der Pariser sah sich in seiner unantastbaren Eigenschaft als an der Spitze der Civilisation marschirende Nation verletzt und in den Hintergrund gedrängt.

Der Kaiser selbst hatte nicht Schuld daran, daß ihm der Krieg über den Hals kam. Der König der Niederlande hatte im vorigen Jahre, als er Preußens Erfolge in Böhmen sah, sich an Napoleon gewendet und ihm Luxemburg für einen billigen Preis offerirt, wenn er ihm seine Souveränetät für gewisse Fälle garantiren wolle, und der Kaiser hatte zugegriffen.

Als aber der Handel abgeschlossen werden sollte, hatte man ihn ohne Deutschland, ohne die Preußen gemacht, die in Luxemburg standen.

Doch reden wir nicht von der Politik; sie hat uns hier den Kopf schon warm genug gemacht. Sehen wir uns nach der Exposition um.

Der Pariser erblickte in dem großen Bazar des Marsfeldes eine Quelle ungeheuren Verdienstes, und dafür ist er niemals unempfänglich. Hier in Paris ist Alles darauf angewiesen, viel zu verdienen, denn man kostet sich selber viel. Die Exposition war also auch nur darauf berechnet, sich der Portemonnaies aller übrigen Nationen zu bemächtigen und ihnen allenfalls so viel darin zu lassen, als sie nothwendig brauchten, um wieder nach Hause zu reisen.

Hierüber war sich Jeder klar und hierüber wird sich auch jeder Fremde klar werden. Schon mit dem ersten April erhöhten die Restaurants ihre Preise; einzelne waren anständig genug, bis zum 15. April zu warten, aber länger durften auch sie damit nicht anstehen. Inzwischen aber sannen sie auf allerlei Giftmischerei.

In der Chemie der Küche gingen bedenkliche Neuerungen und Erfindungen vor. Gespeist und getränkt müssen sie Alle werden, diese Hunderttausende von Fremden, das steht fest, so

sagte man sich, nicht minder aber die Nothwendigkeit, ihnen anscheinend Vorzügliches und Schönes zu reichen und dabei doch noch viel Geld zu verdienen, denn sonst hätte ja die ganze Exposition keinen Zweck.

Man erfindet also künstliche Surrogate; man sinnt über die Möglichkeit nach, ein Beefsteak zu verabreichen, ohne das Rindvieh dadurch zu beschädigen, ohne das theure Fleisch erst kaufen zu müssen; ein Gemüse herzustellen, das in keinem Garten gewachsen; ein Mehl zu beschaffen, das keine Mühle gesehen, ein Brod zu backen, das man mit Anstand noch à direction verabreichen kann.

Sachverständige wollen wissen, daß diese chemischen Bemühungen nicht ohne einige Resultate geblieben seien; fremde und einheimische Laien aber wissen, daß man Katzen und Hunde schon längst in den pikantesten und täuschendsten Saucen servirt, aber es läßt sich berechnen, daß auch diese wilden Surrogate während der Ausstellung knapp werden und die Chemie also der einzige Rettungsengel ist.

So umlauert uns der Verrath denn überall. Wir werden künstliche Beefsteaks, künstliche Rostbeefs und Coteletten, künstliche pommes de terres und haricorts speisen, künstlichen Wein und künstliche Milch trinken und schließlich werden wir noch die künstlichsten Anstrengungen machen müssen, um das Alles zu bezahlen, was der Pariser uns abfordert.

Und wirklich sieht es schon jetzt bedenklich aus. Hüte dich, Leser, ich warne dich nochmals, vor den Prix-fixes, die dir gleisnerisch billige Preise aushängen, nachdem sie schon 25 Procent aufgeschlagen; sie setzen dir schon jetzt allerlei verdächtige Fleische vor, sie geben dir eine Suppe, die nichts als Saffran

und andere Färbestoffe enthält, sie reichen dir ein Brod, das poröser als ein Schwamm, sie serviren dir zum Dessert Beignets, die hohl wie ein großer Pilz; sie geben dir einen Wein, der Alkohol und Rothholz ist; sie kochen einen Kaffee, in welchem Cichorien noch das Beste ist; sie mischen Gift und immer Gift!

Zum Marsfelde hinaus führen wie nach Rom alle Wege, es handelt sich nur darum, den kürzesten zu nehmen.

Während der ersten vierzehn Tage nach Eröffnung der Exposition war der Besuch derselben eine Strafe. Man besaß alle Mittel, hinaus zu fahren, aber keins, um anders als auf seinen von vier- bis fünfstündiger Wanderung ermüdeten Füßen nach der Stadt zurück zu kehren, was für den Kräftigsten ein Stück Arbeit ist.

Erst seit dem 15. April gelang es, an der Porte Rapp wenigstens dann und wann einen Fiaker zu finden, wenn man nämlich Glück hatte.

Heute ist die Sache schon einigermaßen geregelt. Nehmen wir entweder auf dem Boulevard oder an einer sonstigen Stelle einen zweisitzigen Fiaker für 1 Franc 50 Cent.; er fährt uns vor die Porte Rapp, also unmittelbar vor die Thür des Expositions-Palastes.

Oder wir wählen die Eisenbahn in der Rue St. Lazare, die ebenfalls unmittelbar in die Ausstellung mündet, uns aber eine Stunde Zeit kostet, da sie, die Verbindungsbahn von Paris, uns erst um die halbe Stadt herum spazieren fährt, ehe sie den neu aufgeschütteten Damm am Seine-Ufer erreicht. Der Preis ist billig: 50 Cent. und an schönen Sommertagen bieten uns die Dörfer und Villen unterwegs die angenehmste Zerstreuung.

Wer keine Eile hat zurückzukehren, der findet auch im Eisenbahn-Coupé Zeit, ein Stündchen zu schlafen und sich von seiner Wanderung zu erholen.

Den Bahnhof suche man, zurückkehrend, auf der rechten Seite der Avenue Suffren, hinter dem japanesischen und tunesischen Parktheile.

Eine dritte Verbindung unterhalten die Omnibusse, denen wir auf den Boulevards, am Palais royal und in der Rue St. Lazare begegnen, die uns für 25 Cent. zur Exposition führen, uns immer aber noch zumuthen, eine kleine Strecke bis zum Marsfelde zu Fuße zurück zu legen.

Welch eine immense Aufgabe die mit Herstellung der Exposition beauftragten Ingenieure gelöst, darüber haben uns die Zeitungen Langes und Breites erzählt. Man hat die ganze Höhe des sogenannten Trocadero seitwärts vom Marsfelde, zu welcher jetzt eine lang ansteigende Avenue hinan führt, großentheils abgetragen und die Erde auf das Marsfeld geschüttet. Da der Berg nicht zu der Ausstellung kam, machte sie es wie Mahomed, sie kam zu ihm und holte ihn sich.

Mit ungeheuren Walzmaschinen ward dann der Boden festgestampft; es galt einen Kampf mit den Elementen, um das Erdreich, das durch Tausende von Arbeitern von der Höhe herab geschafft wurde, fest und sicher zu machen, und dennoch, kurz vor Eröffnung der Ausstellung, als bereits der Palast und alle die Gebäude im Parke da standen, erweichte der Regen des Frühjahrs den Boden wieder, die Gebäude senkten sich und bekamen Risse; es mußte immer wieder von vorn begonnen werden, um endlich der ungeheuren Aufgabe Herr zu werden.

Es gelang, aber mit welchen Opfern! Das Marsfeld, sonst

nur zu militärischen Revuen benutzt, war dem Merkur übergeben.

Der Kaiser konnte am 1. April die Exposition eröffnen, wenn auch sowohl im Innern des Palastes als im Park noch Alles in wüstem Zustande war. Durch Decoration versteht der Pariser selbst dem größten Chaos einen gentilen Anstrich zu geben. So war's auch bei der vorigen Pariser Ausstellung im Jahre 1855.

Drei Brücken führen uns über die Seine zum Marsfelde, der Pont des Invalides (am Invalidenpalast, den wir zu unserer Linken liegen sehen) der Pont d'Alma und der Pont d'Jena, von denen man indeß gewöhnlich nur eine der beiden letzten passirt.

Lange Reihen von Baracken, hölzernen Hütten, in welchen die Restaurants für die Arbeiter ihre Büffets aufgeschlagen, passiren wir, um entweder an der Porte Rapp oder vor dem Haupt-Portal an der Jena-Brücke einzutreffen, welches letztere den Kaiser und den Hof empfängt und erst durch den französischen Theil des Parkes führt, während wir an dem ersteren sofort in den Palast treten.

Wir nehmen die Porte Rapp als die frequenteste und bequemste. Vor derselben zu jeder Tageszeit ein Gewühl von Menschen und Equipagen. Bunt umflattern uns die Tricoloren auf hohen Mastbäumen, die französischen Wappen und Insignien.

Wie ein Uhrwerk knattert das Tourniquet, welches jeden Eintretenden controlirt und stets nur eine Person hindurch läßt. Wir werfen unsren Franc Entré hin und stehen vor der Rue de Flandre des Palais. Wer keinen einzelnen Franc hat, wechsle links am Eingange vorher, denn hier wird keine Wechselei getrieben; das Tourniquet giebt nichts heraus.

Es geht ein bischen brusque an der Passage zu; man wird wie so und so viel Stücke Vieh abgezählt und eingelassen, aber die Masse der Besucher gebietet diesen kurzen Geschäftsstyl.

Wir stehen vor einer ganzen Front von Restaurants und Kaffeehäusern, denn diese umgeben die ganze Außenseite des Palastes, eine Kette von Wirthshäusern aller Nationen.

Man tritt bei den Franzosen in ein Wirthshaus und verläßt ein anderes bei unseren Antipoden, den Amerikanern und Australiern. Wer einen guten Magen hat, kann sich hier durch alle Nationen der Welt hindurch essen und trinken, denn sie sind alle durch nationale Speisen und Getränke vertreten, bis auf die menschenfressenden, die man nicht zugelassen hat, während man Hunde- und Katzenfleisch nicht zu controliren sich die Mühe nimmt.

Am inneren Portal des Palastes, zwischen den Restaurants, werden uns Pläne und Cataloge der Ausstellung feil geboten und gut ist's, sich wenigstens den ersteren zu kaufen, denn sich mit den beiden dickleibigen Catalogen (5 Francs beide) durch die ganze Ausstellung herum zu schleppen und bei der Hast, mit welcher dieselben angefertigt werden, sich durch das Nachschlagen nur verwirren zu lassen, ist nicht Jedem zuzumuthen.

Wir stehen inmitten der französischen Abtheilung, welche fast die Hälfte des Palastes und die ganze Hälfte des Parkes in Anspruch genommen hat. Rechts und links läuft die große Maschinen-Galerie überbrückt von der Plateform. Sie empfängt uns mit einem betäubenden Lärm der arbeitenden Maschinen, dem der Eintretende gern entflieht, um nicht gleich beim ersten Eintritt betäubt und confus gemacht zu werden.

Sowohl die Rue de Flandre, als die gleich links mit der-

selben parallel laufende große Rue de France führen uns geradeswegs auf den inneren Garten, den jardin central. Die hinter demselben liegende andere Längs-Hälfte des Palastes gehört den fremden Nationen. Zur Orientirung ist es gut, sich den ganzen Palast wie eine zerschnittene Torte vorzustellen.

Wir durchschreiten die gerade Straße und treten in diesen Garten, um einen topographischen Ueberblick zu gewinnen. Hier in diesem offnen Oval sehen wir die Namen aller Länder vor uns über der Galerie verzeichnet. Welche Nation man auch suche, ihr Name steht vor uns; wir schreiten gerade auf denselben los, folgen der Gasse und stehen inmitten der betreffenden Abtheilung.

Auf diese Weise ist jeder Punkt der Ausstellung bequem und ohne langes Umherirren zu erreichen, ja will der Gast nachdem er seine vaterländische Abtheilung besucht, sich auf vaterländische Weise restauriren, er findet auch ein heimisches Wirthshaus gleich hinter der großen Maschinen-Galerie, wenn er der zum Palast hinaus führenden Straße folgt.

Nichts ist in der äußerst practischen Anlage versäumt und wer nur irgend wie ein bischen Ortssinn besitzt, wird sich schnell mit dem Plan in der Hand zurechtfinden, ja beim nächsten Besuch desselben kaum noch bedürfen.

Wie eine Sonne strahlt die Exposition, wenn wir den inneren Garten erreicht haben, die verschiedenen Länder vor uns aus. Zur äußersten Linken die Niederlande und Belgien, denen Frankreich noch ein Stückchen von seiner Hälfte abgegeben, sie gleichsam unter seinen Schutz nehmend und ihnen andeutend, an wen sie sich im Nothfall anzulehnen haben. Dann Preußen und Norddeutschland, Süddeutschland, Oesterreich, die

Schweiz, Spanien, Portugal, Griechenland, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, Italien, der Kirchenstaat, die Donau-Fürstenthümer, die Türkei, Egypten, China, Siam und Japan, Persien, Afrika und Oceanien, die vereinigten Staaten Amerikas, Mexiko, Brasilien, die südamerikanischen Republiken, Großbritannien und Irland, welche letzteren beiden ein Drittel der ganzen fremdländischen Hälfte einnehmen.

Dieses Innere des Palastes wird nun durch ein eisernes Band umfaßt, durch die genannte große Maschinen-Galerie, unstreitig das Interessanteste der ganzen Ausstellung, ein tausendrädriges, millionenarmiges schnaubendes, klapperndes und schreiendes Ungeheuer, das die gesammte europäische und transatlantische Fabrik-Thätigkeit repräsentirt und von der feinsten Nähnadel bis zur riesigsten Dampfmaschine Alles in sich schließt, was der Gewerbsfleiß des Jahrhunderts so unermüdlich schafft.

Betäubend ist der Weg durch diese Galerie, aber er ist gleichsam der Schlüssel zu all den Wundern, welche das Innere des Palastes in sich trägt, denn was da drinnen an Pracht und Reichthum die Industrie zur Schau aufgestellt hat, hier zeigt man uns, *wie* das Alles geschaffen wird, wie das Alles entsteht, vom gröbsten Rohproduct bis zur blendendsten Politur, vom Seidenwurm bis zur Atlas-Robe, vom Flachs zum Hemd, vom tiefsten, dunkelsten Schacht des Goldbergwerks bis zum Diamantenschmuck der Kaiserin.

Hier in dieser Galerie arbeitet der Webestuhl und zitternd fliegen die Schiffchen hin und her; in dieser Galerie dröhnt der Hammer auf den Amboß, rasselt das Schwungrad, schneidet die Säge, zischt das Ventil seinen heißen Athem, jagt das Wasser die Räder über einander; hier arbeitet die fleißige Hand

der Blumenfabrikantin, der Klöpplerin, der Nähterin, hier arbeiten Menschenhand, Wasser und Dampf mit den heiligen Narben am Finger und dem Hunger auf dem bleichen Antlitz, mit dem dröhnenden Wasserfall und den schwarzen, eisernen Gliedern des Gußstahls. Hier ist das ganze Reich der Fabrik-Thätigkeit mit seiner ganzen unglaublichen Geschwindigkeit, der zuzuschauen das erstaunte Auge nicht müde wird, wenn es erleben muß, daß so zu sagen ein Hasenfell hinten in die Maschine hinein geschoben wird und vorn ein fertiger Filzhut wieder heraus kommt.

Es kann nicht Sache des kleinen Buches sein, das ich dem Leser hier vorlege, sich des Längeren über die Exposition auszusprechen; mir ist hier vorläufig nur ein allgemeiner Ueberblick gestattet und in wie fern sie ihre Aufgabe erfüllt, in wie fern überhaupt dergleichen Ausstellungen gerechtfertigt sind, wenn sie nicht eben nur als eine gewinnreiche Speculation der betreffenden Stadt angesehen werden sollen, darüber mich auszusprechen, behalte ich mir vor.

Ich verweise den Leser noch auf die Abtheilung der schönen Künste, auf die Bilder-Galerie, und führe ihn dann hinaus in den Park.

Treten wir in der Mitte der den fremden Nationen eingeräumten Palast-Hälfte hinaus und zwar, um den Faden zu behalten aus der Rue de Russie, welche mit der vorhin betretenen Rue de France den ganzen Palast gerade durchschneidet.

Hier heben wir uns wieder durch die Mauer des Schlaraffenlandes *hinaus* zu speisen und zu trinken, die bekanntlich von lauter Würsten erbaut war.

Wer beim Betreten des Palastes an der Porte Rapp keine Neigung verspürte, irgend eine Erfrischung zu nehmen, der versagt sich eine solche gewiß nicht, wenn er diese Weltreise durch alle Länder der Erde gemacht und sich ermattet nach einem Ruheplätzchen sehnt.

Wo du auch hinaus treten magst auf das Promenoir, es wird dir unmöglich sein, nicht von einem Wirthshaus in die Arme geschlossen zu werden, denn eins reicht dem andern die Hand; die Nationen haben hier gleichsam einen Gürtel von Wirthshäusern um den Erdball geschlungen und jeder ihrer Angehörigen sucht sein Heimathland auf, wo er am häuslichen Heerde zu sein träumt und seine heimische Sprache reden hört. —

Die Wirthshäuser gehören noch zum Palast selbst. Bleiben wir also in dieser durstigen Galerie und machen wir eine Rundreise um den Erdball.

Uns zur linken (von der Rue de Russie) liegt Deutschland. Wo gäb' es ein Land voll größeren Durstes als das unsrige! Die deutsche Seite ist deshalb schon als die Seite des Durstes anerkannt und wird deshalb von den Dürstenden am liebsten aufgesucht.

Hier haben Baiern und Oesterreich ihre Bierhäuser etablirt. Zu jeder Tageszeit sind diese belagert und wenn der Sommer heiß wird, kann hier wohl ein kleiner Ocean von bairischem und Wiener Bier aufgesogen werden. Auch im Parke selbst wird die Dreher'sche Brauerei in Klein-Schwechat bei Wien ihre Bierquellen noch eröffnen, und so ist die Aussicht, daß Deutschland seinen Ruf hinsichts der Bierbrauerei siegreich behaupten wird, zumal auch das vereinigte übrige Klein-Deutsch-

land und Preußen eben erst ihre Restaurants eröffnen, um die Galerie vollständig zu machen.

In der österreichischen Abtheilung hat sogar Ungarn seinen Tokaier und seinen Slibowitz ausgestellt, in der preußischen ist der Rheingau mit Rüdesheimer, Liebfrauenmilch u. s. w. vertreten, und es soll mich nicht wundern, wenn Berlin auch sein Weißbier noch senden wird.

Neben dem durstigen Deutschland liegen die Restaurants der Schweizer, der Spanier, der Griechen, Dänen, Schweden und der Russen.

Namentlich ist der letztere so theatralisch herausgeputzt, daß der Pariser anfangs den Verdacht hegte, man habe die in blauen, gelben und rothen Seidenblousen bedienenden Mudschiks, die hinter dem Samovar den Thee schenkende blonde Russin mit dem goldenen Barett und dem appetitlichen weißen Hemd über der vollen Brust sich aus dem Théâtre Porte St. Martin geholt.

Indeß, sie sind echt wie Alles, was Rußland hergesandt. Das Service ist untadelhaft national, sogar die Preise sind es.

Folgen jetzt die Amerikaner mit einem großen »Restaurant des républiques américaines«, dann kommen verschiedene englische Buffets, die augenblicklich noch nicht ausgepackt haben, und endlich das große »english and australian Refreshment.«

Hier, lieber Leser, stehst du vor einem langen, bei dem Gewühl der Gäste unabsehbaren Buffet, das so englisch wie je eines seinen Porter und Ale geschenkt hat. Es ist mit Blumen und Spiegeln reichlich geschmückt, Flaschen und Delicatessen bilden eine imposante Front, hinter dem Buffet aber

stehen ein halbes Dutzend stumpfnäsiger Misses, welche die Gäste bedienen.

Sie sind blond, roth, braun, schwarz, kurz von allen Farben. Old-England ist immer practisch. Sie tragen schwarze Seiden-Roben, Blumen im Haar, Toupets auf dem Kopf, die ganz unberechenbar sind, lange wilde und phantastische Zöpfe auf dem Rücken, goldene Ketten und lebende Blumen auf der Brust, und versäumen niemals, jede Pause zu benutzen, um rückwärts in die Spiegel des Büffet zu blicken und sich zu überzeugen, ob die Coiffüre noch eben so verführerisch, wie sie der Friseur am Morgen zurecht gebaut.

Ihre blonden und braunen Augen wechseln zärtliche Blicke mit ihren Landsleuten, die stets in ganzen Reihen das Büffet belagern; ihre Blicke wetteifern mit den Korinthen-Augen, die uns aus den vor ihnen liegenden Plumpuddings anlächeln, und nimmst du an einem der Tische Platz, lieber Leser, so bietet dir John Bull, die Ellbogen auf das Buffet stützend, seine respectabl Rückseite, an der du studiren kannst, welche nahrhafte Wirkung das Beaffteak auf seine Landsleute übt.

Die Wärter oder Kellner serviren dir inzwischen mit schwarzen Fracks und weißen Cravatten die englischen Biere, die ich in starkem Verdacht habe, in Frankreich gebraut zu sein, und will es das Glück, daß einmal eine Lücke vor dem Büffet entsteht, so ist dir ein Blick auf die stumpfnäsigen Misses gewährt, die mit echt englischer Abgemessenheit das Bier hinter dem Tische zapfen.

Dieses Büffet stößt bereits hart an die mit Blumen geschmückte große Pforte der Jena-Brücke. Da herum liegt wieder Frankreich und da herum auf der ganzen Seite, so weit

das Auge und der Gedanke reicht, ist Alles Restaurant, grand Restaurant, Café européen, Buffet de l'Univers, Brasserie und Estaminet, mit einem Worte: Wirthshaus.

Es ist die große, die Unendlichkeit im Allgemeinen und die Unersättlichkeit im Besonderen bedeutende Bier-, Wein- und Kaffee-Schlange, die sich, das Palais umschließend, in den Schwanz beißt.

X.

Die Wunder des Parks. — Die französische, deutsche, österreichische und belgische Abtheilung. — Der jardin reservé, das Paradies des Marsfeldes.

Drüben liegt Frankreich. Während die Orientalen eben nichts weiter im Park zu bieten haben als ihre Baukunst — eine Kunst, die längst untergegangen, wie uns das steinerne Saracenen-Märchen, die Alhambra in Granada beweist, — regiert auf der occidentalischen Seite dieser Park-Hälfte die Maschine, die Seele der Civilisation.

Ein eleganter Schuppen schließt sich an den andren, überall arbeiten Räderwerke, von Stahl und Eisen; die Fäuste unseres kriegslustigen Jahrhunderts arbeiten um die Wette. Die Ministerien der beiden Westmächte überbieten sich in Panzerplatten, denen keine Kugel etwas anzuhaben vermag, und zeigen sich gegenseitig den Eindruck, den ihre eisernen Nachbargrüße auf einander zu machen im Stande seien.

Ja sie gehen weiter, sie zeigen uns auch die tragische Seite unsres Culturstrebens, denn dort winkt das rothe Genfer-Kreuz über den Modellen der Kriegs-Hospitäler, der Feldlazarethe, der Krankenwagen, der Transport- und Verband-Werkzeuge — ein Moment in dieser dem Bienenfleiß aller Nationen gewidmeten Ausstellung, der einen wehmüthigen Eindruck macht und leider auf diesen Markt gehört wie alle anderen Producte.

Denn zeigt man uns hier, wie man die Menschen zu Karbonade zusammen schießen kann, so muß man uns zum Troste auch zeigen, wie man sie am künstlichsten wieder zusammen flickt.

Was die Nationen, die Familien, die Individuen an Schmerz erleiden, was kümmert das uns! In jedem unser Kriege wetteifert man ja, den Nebenmenschen zu zerfleischen in der brutalsten, haarsträubendsten Weise, und ist das geschehen, so beginnt der Wetteifer der Menschenliebe, die verwundeten Feinde so sanft und liebevoll wie möglich auf's Schmerzensbett zu tragen und zu pflegen, damit er nur ja nicht sterbe. Eine grauenhafte Blasphemie!

Indeß, stören wir uns selbst nicht mit trübseligen Betrachtungen; wer weiß wie nothwendig alle die künstliche Erfindungen sind, welche hier alle dem Genfer internationalen Verein angehörenden Nationen zusammen getragen! Das rothe Kriegshospital-Kreuz weht über den bewundernswerthesten Erzeugnissen der Krankenpflege, in denen besonders Nordamerika excellirt. Die Lazareth-Modelle, der Hospital-Char der Amerikaner, sie sehen so zierlich und sauber aus, daß der Beschauende ganz ihre entsetzliche Bestimmung vergißt; nur die Verbandwerkzeuge Langenbecks und anderer großer Operateure in dem Nebenschuppen ziehen Einem das Herz zusammen und lassen uns beklommen das Freie suchen.

Seit Eröffnung der Ausstellung hatte man von der Jena-Pforte bis zum Palast ein großes Volum von grünem Stoff, mit goldnen Bienen besäet, über dem Wege ausgebreitet, auf welchem der Kaiser seinen Einzug in das Marsfeld hielt. Es erfüllte den Doppelzweck, dem Kaiser die Honneurs zu machen, und dem Publikum Schatten zu gewähren.

Die Unbill des Wetters aber nöthigte, das Volum wieder zu entfernen, denn der Wind trieb sein Spiel so rücksichtslos mit dem großen, grünen Segel, daß es zu zerreißen drohte. Mit Eintritt der milderen Witterung wird es jedenfalls wieder ausgebreitet werden.

Den Glanzpunkt der französischen Park-Abtheilung bildet natürlich der kaiserliche Pavillon, ein reizender, mit Geschmack und Prachtaufwand hergestellter Kiosk, dessen Möbel namentlich das Entzücken der Pariser erregen.

Dort im Hintergrunde, nach der Brücke zu streckt eine gothische Kirche ihre Spitzen in den blauen Himmel. Es ist eben nur ein Modell und sieht unglücklich genug aus. Die gemalten Glasfenster bilden nach außen die Hauptsache.

Am Eingang sitzen ein paar Pharisäer, die 50 Centimes Eintrittsgeld verlangen. Ob Tempel des bluttriefenden Xochicalco oder des allbarmherzigen Christengottes — hier ganz egal. Es muß Geld eingenommen werden!

Wie ein Saul unter den Propheten steht die arme Kirche da. Sie paßt nicht in den profanen Flitter.

In ihrer Nähe erhebt sich das internationale Theater, das demnächst seine Oper und sein aus allen Nationen recrutirtes Ballet entfalten wird. Wie es scheint, haben die Unternehmer, die jedenfalls, indem sie dem Kaiser mit diesem Institut eine Freude machen und auf das rothe Bändchen visiren, keine Kosten gescheut; sie werden sogar zwei Vorstellungen, Morgens und Abends geben; ob sie aber ihre Auslagen wieder einnehmen, ist sehr die Frage, wenn nicht für die nothwendigen Transportmittel gesorgt wird, die Abends um 10 Uhr, wenn das Theater schließt, die Gäste wieder in die Stadt zurück tragen.

An diesen Transportmitteln fehlte es den ganzen ersten Monat hindurch. Kein Wagen, der die Gäste zurück führte! Der kaiserlichen Commission war es sehr gleichgültig, wie die Besucher wieder in die Stadt zurück kamen. Die Eisenbahn war unzureichend, obgleich der Besuch noch immer ein sehr mäßiger war und nur an Sonntagen eine bedeutende Zahl aufwies. Die Omnibusse waren ebenso unzureichend und verlangten von Jedem erst einen heftigen Kampf um einen elenden Platz. Endlich bildete man sich Großes ein auf die Errichtung einer Dampfschiff-Verbindung der Exposition mit dem jardin des plantes. Diese Verbindung war aber auf vier Schiffe, die »Mouches« angewiesen, da die übrigen erst in langsamen Tagereisen von Lyon kommen sollten; und da nun Alles, Alles verpachtet ist, durfte kein anderes Dampfschiff es wagen, auch nur provisorisch den Passagieren zu Hülfe zu kommen.

Die Commission hatte sich durch ihre Gewinnsucht die Hände gebunden und mußte sich also Denen ergeben, welche sie einmal monopolisirt hatte. An Fiaker wurde gar nicht gedacht. Brummte schon jeder Kutscher in der Stadt, wenn man ihm zurief: »à l'exposition!« so machte er eiligst, daß er wieder zur Stadt zurück kam, wenn er seinen Gast abgesetzt und noch einmal über das geringe Pourboire gebrummt hatte.

Es war, mit einem Wort, den ganzen ersten Monat hindurch eine unverantwortliche Confusion. Nichts war organisirt, und was wirklich organisirt war, blieb weit hinter seinen Zwecken zurück. —

Da erhebt sich vor uns der große rothe Phare, der Leuchtthurm, der bei der Insel Guernesay aufgestellt werden soll, umgeben von einem See. Weithin blickt er über das Mars-

feld, den Trocadero, die Champs-Elysées. Sein Wasser steht in Verbindung mit der entfernter liegenden Cascade.

Interessant ist die großartige Dampf-Bäckerei, in welcher das Mehl gemahlen, gebacken und verkauft wird. Man bäckt hier à la viennoise und à la française. Mit großen Messern bewaffnet stehen die jungen Damen da, das Brod zu zerhacken und an die Hungrigen zu verkaufen.

Das zierliche photographische Atelier in der Nähe des Theaters gehört dem Inhaber des Monopols für das Marsfeld, Herrn Pierre Petit, der für eine enorme Abgabe das Recht erkauft hat, Alles zu photographiren, was das Marsfeld an todten und lebenden Gegenständen in sich schließt. Nur er darf hier photographiren; jeden Unbefugten schleppt er vor die Sergenten und durch diese vor die Gerichte. Nicht einmal ein Maler darf sich erkühnen, hier irgend einen Gegenstand bildlich zu stehlen, und die Pariser Künstler haben sich deshalb schon zu Anfang unter allerlei Verkleidungen in's Marsfeld geschlichen, um für ihr Skizzenbuch etwas davon zu tragen.

Alles Uebrige in dieser französischen Abtheilung besteht aus Châlets, Chaumièren, Fabriken, Maschinen und anderen gewerblichen Instituten. Es fehlt mir der Raum sie alle hier aufzuzählen; zudem wär' es eine schwierige Aufgabe, jetzt, einige Tage vor dem 1. Mai, an welchem Alles erst vollendet sein soll, sich mit den Einzelheiten zu beschäftigen.

Wohl blühen schon die Bäume, die man hierher verpflanzt, wohl grünen die Rasen, die Büsche, und der Wind säet oft einen ganzen Blüthenregen über die Wege. Der Himmel hat das seinige gethan, obgleich er fast täglich Regen und Sturm sendet, aber das Werk von Menschenhand ist noch überall zurück.

Wo man auch eintreten möchte, man stößt auf die Devise: défense d'entrer, denn keiner der Aussteller will sich in seinen Arrangements durch die Neugier der Gäste stören lassen. Ich muß mir also für das zweite Heft meiner Weltausstellungs-Bilder, das in wenigen Wochen folgen wird, meine Promenaden durch das Marsfeld vorbehalten. Es ist ja nicht meine Schuld, daß der Kaiser zu früh gesattelt.

Wenden wir uns jetzt zur entgegengesetzten Seite des Parks, zu dem Theile der Ecole militaire.

Dort drüben die ganze Lisière des Parkes, an der Avenue de Suffren entlang, ist von schmalen, langen Annex-Streifen der Amerikaner und Engländer, Supplementen der Maschinen-Räume, in Anspruch genommen. In der Mitte liegen die russischen Pferdeställe, deren Besuch ein sehr interessanter; dann folgen nach der école militaire zu die landwirthschaftlichen Maschinen.

Wir treten jetzt zunächst in den russischen Parktheil mit der russischen Post, dem Hause Gustav Wasa's und einige lappländischen und finnischen Etablissements. Daran stoßen Schweden, Norwegen und Dänemark (hinter welchen wieder ein Annex der schönen Künste).

Hiernach beginnt die deutsche Region. Zuerst Preußen mit der königlichen Bronze-Reiterstatue, die für die Kölner Rheinbrücke bestimmt ist, und dem Berliner Hyazinthen-Flor, der freilich als ein Frühlings-Kind schnell verblüht sein wird, dem preußischen Schulhaus, den egyptischen Kiosk des Architecten von Diebitsch, obgleich von eiserner Construction, luftig, graziös sich am Ufer des Sees erhebend, ein Stückchen Orient vom Spree-Ufer. Man glaubt jeden Augenblick den Flamingo aus

dem Gebüsch treten oder das Krocodill seinen Rachen aus dem Wasser erheben zu sehen, aber die Romantik hat in Preußen ihre straffen Gesetze, so auch hier leider im Park und wir müssen uns schon ohne den Nil behelfen.

An Preußen stoßen die kleinern Staaten, Würtemberg und Baiern, dann kommt Oesterreich, in dessen Schooß sich der Bier-Pavillon der Klein-Schwechater Brauerei erhebt.

Herr Dreher, der Besitzer derselben, hat Alles aufgewandt, um das Marsfeld mit seinem vortrefflichen Bier zu überschwemmen. Er baute diesen Pavillon, schmückte ihn im Innern mit Gemälden, den Nationaltrachten aller Oesterreich gehorchenden Stämme, und sandte ein Dutzend frischer Wiener Biermädel nach Paris, die wochenlang wie eine verirrte Lämmerheerde im Park umher liefen und des Tages der Oeffnung der großen Bierschleuse harrten.

Aber im Dustern umlauerte das Alles der Verrath und als der Tag kam, an welchem Herr Dreher das erste Glas Bier zapfte, trat der Pariser Restaurant Fanta mit einem Sergenten an das Büffet und verlangte von Herrn Dreher eine Entschädigungs-Summe von ich weiß nicht genau wie viel Francs; man sprach von 60,000, ja sogar von 600,000 Francs — was kommt es den Andren darauf an! Herr Fanta berief sich auf seinen mit Herrn Dreher abgeschlossenen Contract, nach welchem er allein das Bier desselben in Paris verkaufen dürfe, und so waren denn die armen Biermädeln schon wieder ohne Beschäftigung. Wie sich die Streitenden einigen, muß erwartet werden.

Hinter der österreichischen Abtheilung erhebt sich abermals eine großartige Sammlung ländlicher Modell-Ausstellung aller

Nationen und an diese schließt sich, in der Umfriedigung des Parkes selbst der große Restaurant für die zu erwartenden Arbeiter-Deputationen aller Länder.

Ueber die Avenue d'Europe schreiten wir in den belgischen Parktheil, in welchem uns, von großen Statuen umgeben, wieder ein Annex der schönen Künste empfängt. Hinter Belgien kommen die Niederlande und Holland, das sich gewissermaßen im Sande verläuft.

Fast die ganze Hälfte dieser Parkseite nimmt der jardin reservé ein, der wiederum 50 Centimes Entré verlangt.

Dieser Garten ist der Liebling der Kaiserin und hier ist Alles angehäuft, was Kunst und Natur Schönes und Großes zu bieten vermögen. Hier wird die Kaiserin bei ihren Besuchen ausruhen, hier werden täglich Concerte stattfinden, hier wandelt man zwischen Blumenbeeten, Bosquets exotischer Sträuche und Bäume, zwischen Rasen, Seen, Kanälen, Volièren, Zelten, Kiosks und Grotten umher und hier endlich wird sich täglich die fine fleur der Gesellschaft sammeln.

Imposant und dennoch zierlich erhebt sich in der Mitte die serre monumentale, auf beiden Seiten sind die Aquarien angebracht, von denen namentlich das größere mit seinen beiden Grotten sehr sehenswerth ist. Ganz in der Nähe des Sees steht das Zelt der Kaiserin, dicht dabei das Palais des colibris, das Orchester und endlich an der Umfriedigung eine großartige Baumpflanzung, welche die seltensten Exemplare aufweisen wird.

Noch ist auch dieser Garten nicht fertig; das Paradies des Marsfeldes wird erst geschaffen. Ich müßte also gerade meiner eigenen Phantasie nachgehen, wollte ich schon jetzt erzählen, was es zu werden verspricht.

Einmal schon hat man allerdings ein Concert darin veranstaltet. Es war am ersten Ostertage, an welchem man auch zum ersten Male die Illumination des Parkes und der Palast-Peripherie versuchte.

Aber der Wind blies die Lichter aus und jagte den Lustwandelnden die Hüte vom Kopf über den Rasen und in die Seen und Kanäle.

Es geht mit der Weltausstellung wie mit den großen Theater-Vorstellungen, die erst vieler Proben bedürfen, um würdig in Scene gesetzt zu werden.

So müssen wir uns denn noch bis zum 1. Mai gefallen lassen, daß man uns Abends um 6 Uhr zum Marsfeld hinaus jagt, wenn wir uns nicht freiwillig trollen. Mir aber ergeht es wie den Besitzern der großen Etablissements von Paris, die ihre Räume sperren, um sich zum Empfange der Gäste zu rüsten.

Ich schließe am letzten April dieses erste Heft meiner Mittheilungen und schreibe wie jene:

»fermé par cause de l'exposition.«

Druck von Gebrüder Grunert in Berlin, Zimmerstraße 91.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU